Johann Gottfried von Herder's sämmtliche Werke.

Zur schönen Literatur und Kunst.

Vierzehnter Theil.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Johann Gottfried von Herder's kritische Wälder.

Oder Betrachtungen über die Wissenschaft und Kunst des Schönen.

1769.

Herausgegeben durch Heyne.

Zweites und drites Wäldchen.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.

Kritische Wälder.

Zweites Wäldchen.

Ueber einige Klotzische Schriften.

Bayerische Staatsbibliothek München

Analytischer Inhalt.

I. Ueber Klotzens Homerische Briefe.

1. Warum es nicht so leicht sey, in unserer Zeit Homer, in Absicht auf seine Sprache und seine Menschen, zu beurtheilen? Ob Homer das Maß des menschlichen Geistes? und ob es aus seinem Zeitalter wahrscheinlich sey, daß er das Lächerliche affektiren wollen?
2. Klotzens Tadel auf Homer ist längst bekannt, und kein Tadel. Ekphrase der Episode Vulkans, zum Beweise, daß er kein Possenreißer seyn wolle.
3. Ein Blick auf Thersites und Irus im Homer. Kann eine epische Hauptperson lächerlich seyn? Nein! Rettung des Homerischen Ulysses. Darf sie lachen? Warum nicht?
4. Unterschiede, die Klotz übersehen. An sich ist lächerlich und belachenswerth; Haupt- und Nebenpersonen; die Theile eines Gedichts, und das Ganze; eine sich in andere auflösende Empfindung, und das Hauptgefühl der Epopöe, nicht einerlei.
5. Kann man Mythologie in Religionsgedichte mischen? Zuerst: merkliche Schwierigkeiten in der lateinischen Sprache. Zeiten und Länder unterscheiden noch mehr. Sonderbarkeit der Dichter, die in Italien bei Wiederauflebung der Wissenschaften sangen. Der poetische Gebrauch der Mythologie muß alles entscheiden. Rettung der Mythologie in Milton.
6. Einschränkung und Auseinandersetzung der ganzen Materie. Poetische Grenzen der Mythologie in Religionsgedichten. Ob ein geistlicher Dichter der Dogmatik zu gut schreibe?

7. Proben der großen Wirkung heidnischer Ideen in Gedichten unserer Religion. Prüfung der neuen Vorschläge, auf was Art die Mythologie für unsere Religion zu brauchen sey?
8. Und für unsere Kunst. Ueber die Strahlen, die Flügel, und den Donnerstrahl in der Kunstvorstellung unsers Gottes. Prüfung der Vorschläge hierüber nach Alterthums- und Religionsbegriffen. Ist's was Unerhörtes, daß christliche Dichter Gott auf einem Donnerwagen schildern?
9. Von der Mythologie in Profangedichten unserer Zeit. Ob sie durch Entdeckungen der Naturlehre und der Geographie, oder gar durch Allegorie ersetzt werde? Ueber Ramlers Liebe zur poetischen Allegorie.

II. Ueber die Schamhaftigkeit Virgils.

1. Ist die Keuschheitsvisitation eines Dichters der poetische Zweck desselben?
2. Grund der Schamhaftigkeit in der menschlichen Natur. Daß das *κακοφατον* ein schlechter Zeuge derselben sey. Rettung der Homerischen Episode des Paris.
3. Untersuchung der mancherlei Schambegriffe, bei der Liebe, bei dem Nackenden, bei gesellschaftlichen Ehrbarkeiten. Unterschied zwischen der natürlichen, gesellschaftlichen und moralischen Schamhaftigkeit.
4. Unterschied dieser Empfindungen bei verschiedenen Nationen, Morgenländern, Griechen und Römern gezeiget. Rettung der griechischen Freiheiten hierin.
5. Klotzens uncharakteristische Beleuchtung Virgils. Wie ungewiß ihn Klotz rette, und wie unpassend mit Homer vergleiche?
6. Ueber die persönliche Schamhaftigkeit Virgils. Ob, und wie sie gerettet werden könne? Abhörung des Donatus, Servius, Martialis und Apulejus darüber. Lob der Heynischen Ausgabe Virgils.

Kritische Wälder.

Zweites Wäldchen.

Ueber einige Klotzische Schriften.

1.

Ich habe mich anheischig gemacht, auf mehrere Klotzische Anmerkungen über Homer zu merken, und ich muß mein Wort erfüllen. Der Tadel sowohl als das Lob, das auf den Ersten der Dichter fällt, trifft auf den Mittelpunkt der griechischen Literatur, und hat immer auch auf entferntere Punkte im Kreise der Gelehrsamkeit einen Einfluß. Es wird also lohnen, mit den Homerischen Briefen*) in der Hand, ein Lustwäldchen der alten griechischen Musen zu besuchen.

Zuerst die Frage: Ist's wohl so leicht Homern zu tadeln? ich meine so leicht für uns, in unserer Zeit, Denkart und Sprache? Es sollte scheinen. Denn sind wir nicht in Gelehrsamkeit und Wissenschaft und Stufe der Kultur ungleich höher

*) Epist. Homer. Altenb. 1764.

als das Zeitalter Homers? Ist die Welt nicht drei tausend Jahr älter, und also auch vielleicht drei tausendmal erfahrner und klüger geworden? Kniet also nicht der Altvater Homer vor dem Geschmacke und Urtheile unsers Zeitalters, wie vor dem Tribunal des jüngsten Gerichts? Ich sollte fast glauben, oder beinahe nicht glauben: denn unser Jahrhundert mag in allem, was Gelehrsamkeit heißt, so hoch gekommen seyn, als es will und ist; so ist's doch in allem, was zur poetischen Beurtheilung Homers gehört, nicht höher; ja, ich behaupte, daß es hierin dem Jahrhunderte geborner Griechen, die Homers Zeitgenossen, oder wenigstens Landsleute und Brüder einer Sprache mit ihm waren, weit hintennach sey. Wir sind nicht nur nicht höher hinauf, wir sind gewissermaßen aus der Welt hinaus gerückt, in der Homer dichtete, schilderte und sang.

Homers Sprache ist nicht die unsere. Er sang, da dieselbe noch bloß in dem Munde der artikulirt sprechenden Menschen, wie er sie nennet, lebte, noch keine Bücher, noch keine grammatische, und am wenigsten eine wissenschaftliche Sprache war. Er bequemte sich also den Artikulationen der Zunge seiner Menschen, den Beugungen, und dem Wortgebrauche der lebenden Welt, in aller Unschuld und Einfalt seines Zeitalters. Wer kann ihn nun hören, als ob er spräche? Tausend Wörter haben ihren Sinn allmälig umwandeln, oder sich in ihrem Gebrauche seitwärts biegen und verfeinern müssen. Müssen, ohne daß es jemand wollte, und bemerkte; denn der Geist der Zeit veränderte sich.

Man behielt immer das Wort, man glaubte auch immer, denselben Begriff zu haben; denn in der gemeinen Sprache des Umganges wechselt man klare, und nicht deutliche Ideen: und doch so, wie sich Lebensart, und der Geist des Jahrhunderts änderte, so hatte sich auch der inwohnende Geist vieler Wörter verändert. Sehr spät endlich ward die Sprache wissenschaftlich. Der Wörtersammler, der die Begriffe aus einander setzen, deutlich machen sollte, fand einige vielleicht schon gar nicht in seiner lebenden Sprache; er mußte rathen, und die Muse gebe, daß er unter hunderten nur einmal übel gerathen hätte. Bei einem andern definirte er nach dem Begriffe seiner Zeit; wie aber, wenn dieser bloß ein jüngerer, ein abstammender Begriff gewesen wäre? Bei einem dritten nahm er vielleicht gar nur eine verfeinernde Bedeutung des Philosophen, eine Nebenbestimmung dieser und jener Schule, Provinz, Sekte, Menschengattung, und trug sie ein. Nun komme nach drei tausend Jahren ein Mensch aus einer fremden Sprache, aus einer ganz andern Welt, urtheile und richte, und mäkle Wörter, sicherer würde er die Bücher der cumäischen Sibylla in Ordnung bringen.

Wer mir nicht glaubt, lese hierüber die Vorrede des arbeitsamen Johnsons zu seinem englischen Wörterbuche, und er wird vor einer Kritik zittern, die ihn drei tausend Jahre zurück, in einen so frühen Zeitpunkt der griechischen Sprache, als in welchem der Dichter ihrer Jugend, Homer, sang, werfen will. Wenn schon zur Zeit Aristoteles geborne Griechen über einzelne Wörter Homers zweifelhaft

waren; werden wir alsdann nicht weit öfter, wenn es insonderheit auf Würde der Wörter ankommt, in der Sprache des ehrlichen Sancho Pansa sagen müssen: Gott weiß, wie Homer hätte dichten sollen. Ich rede nicht von dem Sinne desselben, sondern von dem Gefühle seiner epischen Würde in der Sprache; und zum Behufe des letztern reichen die vielen Hülfsmittel unter den Griechen selbst da zu, Homer beurtheilen zu wollen?

Ich gebe ein Beispiel, das ich brauchen werde. Das Wort γελοιον hieß in den Zeiten der alten griechischen Einfalt überhaupt, was Freude, was Lachen erwecket, ohne daß dieß Lachen der Freude noch ein Gelächter des Spottes seyn durfte. Das γελοιον in einem Menschen war der Charakter eines süßen innigen Gefallens; das γελοιον in einer Sache, in einer Rede, in einem Auftritte war Annehmlichkeit. Je mehr die Zeiten von ihrer unschuldigen Einfalt abwichen; desto mehr wurde der Begriff des „Lächerlichen" daraus. Das γελοιον in einem menschlichen Charakter ward das „Piquante des Witzlinges" und endlich ganz die Narrenkappe eines Gecken: das γελοιον in einem Auftritte ward „das Lächerliche, und endlich das Belachenswürdige." Welche Umwandlung von Ideen! Wer nun in einem alten Dichter der Einfalt das γελοιον allemal für eine Possenreißerei nehmen will, weil etwa in der lateinischen Uebersetzung „ridiculum" steht, und darnach einen Menschencharakter in Homer beurtheilen und tadeln und verdammen wollte, der könnte freilich sein Wörterbuch, und seine Uebersetzung, und die Meinung einiger alten Grammatiker auf sei-

ner Seite haben, nicht aber darum auch den ursprünglichen Homer. Ueber den muß man nicht aus Uebersetzung und Wörterbuche, sondern aus dem lebendigen Gebrauche seiner Zeit urtheilen, oder das sicherste Wort wählen: ουκ οιδα!

Zweitens. Wenn die todte, die körperliche Natur, die Homer mahlet, sich seit ihm schon sehr verändert hat, wie viel mehr die Natur der Menschen, die Manier der Charaktere, die Nüancen, in denen sich Leidenschaften äußern! Eine griechische Seele war gewiß von anderer Gestalt und Art, als eine Seele, die unsere Zeit bildet. Wie verschieden die Eindrücke der Erziehung, die Triebfedern des Staats, die Begriffe der Religion, die Einrichtung des Lebens, der Anstrich des Umganges! Wie verschieden also das Urtheil über die Würde der Menschheit, über die Beschaffenheit des Patrioten, über die Natur der Götter, über die Erlaubnisse des Vergnügens, über Anstand und Zucht — wie verschieden damals und jetzt! So weit Athen von Berlin, so weit müssen sich die Jugendeindrücke Homers hierüber von dem Urtheile eines seiner heutigen Kunstrichter entfernen. Wer die Geschichte des menschlichen Geistes in allen Zwischenzeiten zwischen Homer und uns kennet, wer den Umwandlungen und Vermischungen der Begriffe von menschlicher Natur, Religion, Gelehrsamkeit, bürgerlichem Interesse, Sittsamkeit und Wohlstande in allen diesen Zeiten nachgespüret, wer Augen hat, um den Ort zu sehen, auf welchen ihn die zusammengesetzten Kräfte so vieler Zwischenjahrhunderte geworfen haben, der wird in allem, was Charakter einer Men-

schenseele ist, ungemein rückhaltend seyn. Er wird Homer, den Schöpfer menschlicher Charaktere, studiren; er wird in den Zeiten desselben nach der damaligen Gestalt dieser so wichtigen Begriffe forschen; aber, wie ein Areopagit, im Finstern urtheilen? Kaum!

Der Verfolg wird Beispiele liefern, wie schielend es sey, über den Uebelstand Homerischer Götter und Helden und Menschen nach den Begriffen unserer Zeit zu urtheilen. — Jetzt will ich nur fragen: ob Homer habe fehlen können, daß er sich nach den Sitten seiner Zeit bequemte? und nach welchen er sich denn hätte richten sollen? *)

Homer mußte sich nach den Sitten der Zeit vor ihm bequemen: denn aus dieser schilderte er seine Helden, und was er also in derselben für Begriffe von Heldengröße, Heldenklugheit und Wohlstand fand, ward die Basis seines Gedichts. Wenn diese Heldengröße ohne Leibesstärke, ohne Schnelligkeit, ohne Wildheit der Leidenschaft, ohne eine edle Einfalt in klugen Anschlägen, ohne eine kühne Rauhigkeit nicht bestehen konnte; so wurden auch alle diese Charaktere seinem Gedichte eigen.

Auf solcher Grundlage stand sein Gebäude: Ein Gedicht für seine Zeit. Die Vorstellungen der verflossenen Jahrhunderte sollten in der Sprache seines Zeitalters, nach dem Gefühle eines Sängers, der in diesem Zeitalter gebildet war, nach dem Augenmerke einer Welt von Zuhörern, die nach ihrer Zeit dachten, vorgestellet werden; so sang Homer,

---

*) Epist. Homer. p. 24.

und anders konnte er nicht singen — Ein Barde voriger Zeiten für seine Zeit. Wer sich in diese zurück setzen kann, in Erziehung und Sitten, und Leidenschaften und Charaktere, und Sprache und Religion — für den singt Homer, für keinen andern.

Es ist lächerlich, von Homer fordern, daß er sich nach den Sitten einer künftigen Zeit hätte richten sollen. Dazu gehört Gabe der Weissagung, und noch was mehr, die Gabe, unmögliche Dinge zu thun. Wenn wir fordern, daß Homer für unsere Zeit und Denkart hätte schreiben sollen, so hätte es ein alter Indianer und Perser, der auch Homeren in seiner Sprache las, fordern können! So auch ein scholastischer Mönch des fünfzehnten Jahrhunderts, wenn er über Homer kam! So auch ein hottentottischer Kunstrichter, wenn einmal der Genius der Wissenschaften Europa verlassen, und mit Homer'n in der Hand nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung ziehen wird! So auch ein jeder Thor von Einsiedler, der auf einer Säule, wie Simon, der Stylite, alt und grau wurde! Alle werden alsdann im vereinigten Chore mit unserm lateinischen Perrault anstimmen können: *) Homerum dormitasse aliquoties, apparet. Quod iis in locis inprimis patere existimo, ubi — — suae aetatis moribus inseruit nondum politis satis, et cum simplicitate rusticum aliquid et asperum habentibus. Und was würde aus Homer, wenn er sich nach jedem Kunstrichter hätte richten wollen?

---

*) Epist. Homer. p. 24.

Nein! mein Homer soll sich nicht nach meinem Zeitalter gerichtet haben, die Sitten des seinigen mögen so weit abgehen, als sie wollen. Ich bin zu bescheiden, ihn summam vim et mensuram ingenii humani zu nennen;*) denn wer bin ich, daß ich die gesammten Kräfte der Natur wägen, und das Maß erfassen wollte, das die Mensur des menschlichen Geistes enthält? Wer bin ich, daß ich die Linie ziehen könnte: so hoch reicht Homer, und so hoch kann der menschliche Geist reichen! So sehr ich ihn, als die edle Erstgeburt der schönen dichterischen Natur in Griechenland, liebe; so gern ich ihn, als den Vater aller griechischen Dichter, verehre; so blöde bin ich, ihn, als den Umfang, als das Maß des menschlichen Geistes, zu betrachten; so blöde, es abwägen zu wollen, wie auch nur die dichterische Natur ihre Kräfte in ihm erschöpfet. So lange mir Apollo nicht den Wunsch erfüllet, die Metamorphosen des menschlichen Geistes auch in einer solchen Metamorphose meines Geistes durchwandeln und durchleben zu können; so lange ich nicht mit den Ebräern ein Ebräer, mit den Arabern ein Araber, mit den Skalden ein Skalde, mit den Barden ein Barde, wesentlich, und durch eine Umwandlung meiner selbst geworden bin, um Moses und Hiob und Ossian in ihrer Zeit und Natur zu fühlen; so lange zittere ich vor dem Urtheile: „Homer ist die höchste Masse gesammelter Kräfte des „poe=

*) p. 19. Ich weiß diesen Ausdruck, als gewöhnliche lateinische Phrasis; allein ich mag keine Phrasis, die es ursprünglich nicht war, die keine Wahrheit hinter sich hat.

„poetischen Geistes, das höchste Maß der dichteri„schen Natur." Und ist schon bei einer einzigen Seite der Natur und des menschlichen Geistes, bei dem dichterischen Genie, dieß Urtheil schon so schwer: wie kann ich den Umfang gesammter Geisteskräfte, das Maß der ganzen Menschennatur in ihm berechnen! Wo weiß ich, ob die Natur bei Bildung eines Alcibiades und Perikles und Demosthenes, als Geschöpfe ihrer Zeit betrachtet, sich nicht mehr erschöpft, als bei Homer? Wo weiß ich, ob ein Plato, ein Baco, ein Newton,

— — das Ziel erschaffner Geister,

dieser bildenden Mutter nicht mehr in ihrer Art gekostet, als Homer in der seinigen? Ein solcher Lobspruch geht ins Ungeheure; und wenn Homer summa vis, et quasi mensura ingenii humani ist, so wird der, der ihn noch beurtheilen und tadeln kann, ein völliger Uebermensch, hervorragend über die Schranken des menschlichen Geistes. Da trete ich zurück, um den kritischen Gott anzubeten.

Ich betrachte Homer bloß als den glücklichsten poetischen Kopf seines Jahrhunderts, seiner Nation, dem keiner von allen, die ihm nachahmen wollten, gleich kommen konnte; aber die Anlagen zu seinem glücklichen Genie suche ich nicht außer seiner Natur, und dem Zeitalter, das ihn bildete. Je mehr ich dieses kennen lerne, desto mehr lerne ich mir Homer erklären, und desto mehr schwindet der Gedanke, ihn, „als einen Dichter aller Zeiten und Völker," nach dem Bürgerrechte meiner Zeit und Nation, zu beurtheilen. Nur gar zu sehr habe

ich's gelernt, wie weit wir in einem Zeitraume zweier Jahrtausende von der poetischen Natur abgekommen, eine gleichsam bürgerliche Seele erhalten, wie wenig, nach den Eindrücken unserer Erziehung, griechische Natur in uns wirke! Wie weit Juden und Christen uns umgebildet haben, um nicht aus eingepflanzten Begriffen der Mythologie auch über Homers Götter zu denken! Wie weit Morgenländer, Römer, Franzosen, Britten, Italiener und Deutsche, wenn ich den Rousseau'schen Ausdruck wagen darf, unser Gehirn von der griechischen Denkart weggebildet haben mögen, wenn wir über die Würde der menschlichen Natur, über Heldengröße, über die Ernsthaftigkeit der Epopöe, über Zucht und Anstand denken! Wie gelehrt muß also ein Auge seyn, um Homer ganz in der Tracht seines Zeitalters sehen; wie gelehrt ein Ohr, um ihn in der Sprache seiner Nation so ganz hören: und wie biegsam eine Seele, um ihn in seiner griechischen Natur durchaus fühlen zu können. Am sichersten, mein Urtheil über ihn sey nicht voreilend, damit ich ihm das nicht für einen Fehler anrechne, was Tugend seiner Zeit war.

Nun mag Klotz die unten gesetzte *) Einleitung zu seinem Homerischen Tadel rechtfertigen; ich finde den einen Theil derselben am unrechten Orte; den andern Theil sehr zweifelhaft. Am unrechten Orte steht die Betrachtung, **) daß Homer ein Mensch sey, Fehler habe, daß die Fehler der größesten Genies, eines Homer und Shakespear, ihrer Größe

---

*) p. 24. etc. **) p. 21 — 23.

nichts benehmen u. s. w. Für unsern Zweck wäre die Betrachtung gewesen: ob Homers Fehler (als griechischer Dichter seiner Zeit, und nicht als Mensch betrachtet) von uns, und zu allererst von uns eingesehen, und diktatorisch beurtheilt werden können? Und so zweifelhaft dieß: so ungewiß wird mir das Folgende: *) „daß Homer sein Gedicht mit nicht „leichten Flecken besudelt, weil er sich entweder „nach den Sitten seiner Zeit gerichtet, oder weil „es schwer fällt, zurück zu halten, was dem Leser „Lachen erwecken könnte, oder aus einem Fehler „seiner Beurtheilungskraft; kurz also, daß er sich „zu dem herab läßt, wovon Kloß achtet, es schicke „sich für die Würde, und den Ernst des epischen „Gedichts ganz und gar nicht."

Unpassend ist die erste Ursache: „daß Homer „mit nicht leichten Flecken sein Gedicht besudelt, „weil er sich den Sitten seiner Zeit bequemt." Homer mußte sich ihnen, und der Zeit seiner Helden bequemen; nicht aber der Zeit der Kapuciner, oder dem Jahrhunderte Ludwigs des vierzehnten, oder einem kritischen Jahrhunderte in Deutschland.

Höchst unwahrscheinlich die zweite Ursache: „Homer habe sich zu dem herabgelassen, wovon ich „halte, daß es sich für die Würde, und den Ernst „des epischen Gedichts ganz und gar nicht schicke, „weil es schwer wird, das zurück zu halten, wovon wir glauben, daß es dem Leser Lachen erwecken werde." Wer das Zeitalter Homers und seiner Helden kennet, wird zugeben, daß demselben

---

*) p. 24. 25.

nichts fremder sey, als eine Sucht des Lächerlichen.

Der epische Dichter Homer weiß nichts von lächerlichen Grazien. Das Zeitalter, das er besingt, war „die Zeit der Heldengröße, eines hohen Ernstes „nach griechischer Natur;" und die Zeit, in der er lebte und sang, „der Anfang des bürgerlichen Jahrhunderts," und also eines gesitteten Ernstes in edler Einfalt. So wie in der ersten der Held, der Tapfere, der größeste Mann war; so in der zweiten der Weise und Gute — in beiden war an den lachenden, oder Lachen erregenden Witzling nicht wohl zu gedenken; sonst wären, statt Homerischer Epopöen, nichts als Crebillon'sche Romane, oder komische Epopöen, die Erstgeburt der griechischen Muse geworden. Bei Homer also, wenn er keinen Margites, sondern eine Helden-Iliade schreibt, bin ich vor dem unzeitigen, unwürdigen Lachen so sicher, als ich's bei den schönen und artigen Schriftstellern unserer Tage wohl nicht bin; und das vermöge des Homerischen Zeitalters.

Drittens endlich, dünkt mich die Ursache des beschwerlich Lächerlichen in Homer eben so ungewiß, daß er, aus einem Fehltritte seiner Beurtheilungskraft, so unzeitig lächerlich, so lachsüchtig geworden: denn wer Homers Zeit kennet, wird zehn andere Fehltritte für wahrscheinlicher halten.

2.

Klotzens Meinung ist, *) „daß Homer manchmal „an einem sehr ungeschickten Orte den Leser zum

*) p. 24. 25. etc.

„Lachen bringen wollen, und damit seinem göttlichen „Gedichte nicht leichte Flecken angespritzt, die dem„selben eine nicht kleine Unförmlichkeit, und dem „Leser Verdruß erwecken. Hieher kann man in der „Odyssee den Streit des Irus mit Ulysses, und im „ersten Buche der Iliade den Ort rechnen, wo er „den Gott Vulkan einen Gaukler (histrionem) spie„len läßt — denn was spielt er anders, als einen „Gaukler, da er den Göttern Wein einschenket, und „diese den hinkenden Mundschenken mit großem Ge„lächter begleiten." Noch mehr aber wird die Sache aus dem zweiten Buche erhellen — und nun kommt die Geschichte vom Thersites, die Klotz für unanständig, unschicklich, ungereimt, unwürdig erklärt, und mit einem Thersitischen Geräusche völlig aus Homer verwirft.

Nun wundere ich mich zuerst über die Verwunderung, „daß unter allen Feinden Homers noch nie„mand auf diese Geschichte gefallen, daß, so sehr „man alles zu seinem Tadel gesammelt, man nicht „diesen Ort angeklaget." Ich wundere mich, „daß „sich Klotz so viele Mühe gibt, es zu untersuchen, „woher sich alle hätten betrügen lassen, diese Stelle „nicht zu tadeln; daß er selbst eine Gedankencita„tion von Vida anführet, wo dieser wohl Thersites „könne im Sinne gehabt haben, und — bei allem nicht den Franzosen, dem Klotz so manches Mahleranekdötchen, und, zehn gegen eins, auch diesen ganzen Tadel schuldig ist; — ich meine den berühmten d'Argenson. *)

---

*) Leben der Mahler Th. I. S. 81. Eben der Tadel, nur

Dieser Franzose sagt bei Gelegenheit seines Julius Romanus, und des lächerlichen Zwerges im Gemählde Constantins: „es ist wahr, daß sich „eine solche lächerliche Figur zu einem so ernsthaften „Gegenstande gar nicht schicket; man müßte denn „diesen Mahler mit dem Homer entschuldigen wol„len, der in der Iliade einen Vulkan, „worüber die Götter spotten, und einen „von aller Welt verachteten Thersites „anbringt, um den Helden seines Gedichts einen „Kontrast zu geben." Kloß hatte diese Stelle ganz vor Augen, trübt aber d'Argensons bessere Anführung Homers. Dieser gibt dem Thersites einen „von aller Welt verachteten Charakter," den ihm auch Homer gibt; Kloß macht ihn zum Possenreißer, was ein d'Argenson sich nicht einmal zu behaupten getrauete, und wovon Homer nichts weiß. Der Franzose läßt ihn und Vulkan vom Homer charakterisiren, um den Helden seines Gedichts einen Kontrast zu geben; der Deutsche fährt über Homer her, daß er, aus Ungeschliffenheit seines Zeitalters, aus der eitlen Sucht, dem Leser ein Lachen am unrechten Orte abzujagen, oder gar aus Mangel der Beurtheilungskraft, dem Gedichte so häßliche Flecken einbrenne, dem Leser zur Last wäre, ihm am unrechten Orte ein unanständiges Lachen abzwinge, die Würde seines Epos aufopfere. —

---

verändert, ist Voltaire und andern Franzosen eigen, und Lessing hat zu verschiedenen Malen die Sache von der Seite des Drama in Beleuchtung genommen; s. Dramaturg, 1. und 2. Band hin und wieder.

Was also Vulkan betrifft, so wird jeder Kenner Homers wissen, daß das Ideal seiner Götter nichts weniger, als das Ideal höchstvollkommener, geistiger, allerhöchster Wesen sey. Sie haben alle ihren Charakter, der nach Körper und Seele, nach Stärke und Denkart, nach Würde und Neigungen, nach Ansehen und Verrichtungen so bestimmt ist, als die Namen, die sie führen, oder die Partei, die sie im Homerischen Gedichte nehmen. Wie also bei den alten Künstlern die Bildung jedes Gottes ihr eigentliches Ideal, ihre Gestalt bis auf Bart und Haupthaar hatte; so sind auch im Homer ihre Charaktere gleichsam eine Reihe von eigenthümlichen Brustbildern, von Wesen, wo jedes aus sich, wo keines, wie ein drittes, handeln muß. Gegen Menschen gerechnet, haben freilich alle Homerischen Götter ihr eigenes Anständige; aber unter sich selbst ist wieder ihre Würde, ihr Anstand, ihre Art zu handeln so eigen bestimmt, so sonderbar, als eines jeden Körper und Name. Man streiche in der ganzen Iliade alle Namen der Götter und Göttinnen aus; ich will jedes von ihnen aus ihren Reden und Handlungen errathen; und es kann aus Homer eine solche Galerie von dichterischen Idealen seiner Götter erbauet werden, als Winckelmann seine Ideale derselben aus der Kunst aufstellet. *)

Hier also, an unserm „so unanständig lächerlichen" Orte **) — was war geschehen? Jupiter erscheint mit aller Ehrfurcht der Götter im Olymp,

*) Geschichte der Kunst und Anmerk. dazu. S. 42. rc.

**) Iliad. A. v. 595.

und die gebieterische Juno fängt über seine geheimen Rathschläge zu zanken an. Der oberste der Götter antwortet zuerst groß und unabhängig, und als Juno fortfährt und seine Rathschläge offenbaret, zornig und mächtig drohend. Verstummt vor Furcht, gebeugt in ihrem Herzen, sitzt die hohe Juno da, und alle Himmlischen, im Hause des Gottes versammelt, erseufzen. Eine schauderhafte Stille, eine unruhige stumme Scene, wie vor einem Ungewitter, herrscht im Olymp!

Wer soll sie brechen? Soll Homer seinen Gesang schließen, und den Leser in einer bangen Besorgniß lassen, ob nicht auf dieß schaudervolle Verstummen nachher wirklich ein Ungewitter erfolget? ob nicht etwa die gebietende Juno den Streit erneuert, und also der mächtige Zeus seine Drohungen erfüllet? Unwürdige Besorgniß! der Hoheit des epischen Gedichts, und dem Zwecke der Homerischen Handlung entgegen! Homer, der nirgends seine Handlung abbricht, sie mit jedem Worte weiter fortführt, thäte doppelt Unrecht, in seinem ersten Gesange, bei der ersten Versammlung der alles lenkenden Götter uns nicht das Ende ihres Raths wissen zu lassen, und noch ärger, uns auf sein ganzes Gedicht hin eine Idee von seinen seligen Göttern beizubringen, die uns wohl nicht den Zustand derselben sehr beneidenswerth vorstellte. —

Vollendet muß also der Auftritt werden, aber wie? und durch wen? Soll Juno ihren Zank erneuern, und vor unsern Augen unglücklich werden? Unwürdiger Anblick! Soll sie fußfällig abbitten? Ein niedriger Weg zum Frieden des Himmels, da-

zu ganz unjunonisch! Eher ließe sie sich auf die gedrohete Art strafen, lieber wollte sie einer höhern Tyrannei unterliegen, als so ihre weibliche Hoheit verläugnen. Auf solche Bedingungen wird also kein Friede im Himmel!

Und wie denn? Es trete ein Friedensstifter auf zwischen beiden! Doch wer? Einer, der durch sein Ansehen rechte, und durch die Würde seiner Person, als ein himmlischer Nestor, Jupiter und Juno zum Stillschweigen bringe? Solch einer ist nicht im ganzen Olympus! Der Streit ist zwischen den höchsten Göttern; er betrifft die Anschläge Jupiters, und die rechtmäßigen Drohungen seiner Macht; seine ganze Klugheit, sein obergöttliches Recht, seine Gewalt — alles ist mit im Spiele. Wer soll nun auftreten, ihm zu widersprechen, ihn ein besseres belehren zu wollen? Alle Anwesenden sind Unterordnungen, Unterthanen, Kinder! Selbst die Göttinn der Rathschläge, Minerva, ist die Tochter seines Haupts, und kennet ihren Vater zu gut, als daß er sich widersprechen, belehren lasse. Alle also, und ohne Ausnahme alle Götter von Würde, von Ernst handeln am besten, wie sie bei Homer handeln, stille sitzen und schweigen.

Anders also, anders wird die Zwietracht im Himmel nicht gestillt, als daß jemand Juno, die schwächere, und noch dazu die unbillige Partei des Streites, besänftige — Wer soll dieß thun? Etwa einer, der Jupiter und Juno kenne, vielleicht beide angehe, nicht zu erhaben sey; um beiden gute Worte zu geben, nicht zu ansehnlich sey, um seine Würde dabei in Gefahr zu setzen — Ein solcher sey's, und

hat er etwa in seiner Geschichte, in seinem Charakter, in seiner Gestalt etwas, was Juno warne und besänftige, was die Macht Jupiters gleichsam redend, sichtbar zeige, Ihm also auch Recht gebe, ihn damit auch besänftige — ist ein solcher da, so trete er auf, und gebe den Göttern heitern Tag wieder!

Und siehe da! ein Gott von minderm Ansehen, ein himmlischer Handwerker; ein Gott, der Jupiter und Juno wohl gute Worte gäbe: ein Sohn beider; der in seiner Geschichte Beispiel genug von der Macht Jupiters seyn kann: Zeus hat ihn vom Himmel geworfen; der in seiner Gestalt Warnendes genug für Juno habe; sein noch hinkender, und ewig hinkender Fuß — kurz! da ist der ehrliche Vulkan. Vulkan also fängt an im Namen aller himmlischen Untermächte zu reden, daß ein solcher Krieg die Ruhe der seligen Götter störe, daß die Sache der Menschen die besten Gastmahle der Himmlischen verderbe. Vulkan holt seine Gründe nicht weit her; aber seine Vorstellungen sind bündig, der Zeit und dem Orte angemessen, und so stark, als der Amboß, den er zu führen pflegt. Er und alle Götter sind ja zum Schmause erschienen!

Er wendet sich gegen die Mutter, „ob er gleich „wüßte, daß auch sie verständig wäre" — der Ehrliche, in dessen Munde diese Worte so glaubwürdig werden, als sie es seyn sollen; in dessen Munde also auch die kindliche Anmahnung kein sich brüstender überhobener Rath seyn wird.

Er erinnert sie an die Macht des Donnergot=tes, der, wenn er wollte, alles vom Himmel wer=fen könne — der gute Vulkan redete aus Erfahrung, und wie sein hinkender Fuß ihn nicht anders reden läßt. Sein Rath ist also, Zeus abzubitten, und dem ganzen Himmel Heiterkeit wieder zu geben. — Wo ist bisher der Possenreißer, der hinkende Gaukler?

Aber abzubitten? dem Himmel Heiterkeit wie=der zu geben? Und Juno selbst soll leiden, soll Un=recht behalten? — O daß sie nur nicht am Dorn=strauche des letzten Worts hangen bleibe und von neuem zürne! Siehe da, Vulkan! den Becher voll himmlischer Freude, die Schaale voll Nektar! Tritt zur Juno, daß sie diesen letzten Zug nicht fühle: tröste sie über ihre Traurigkeit und ihre Unterdrü=ckung: führe deine eigene unglückliche Geschichte an! Vulkan thut's, und siehe da lächelt die Königinn der Götter; lächelnd nimmt sie den Becher der Freude von der Hand ihres Sohnes.

Ihr hohes Lächeln hat den Olymp aufgeklärt: die Wolken sind vorüber. Die Ruhe, die himmli=sche Freude besucht die Wohnung der seligen Götter wieder; der süße Nektar fließt für alle; bei allen findet sich das unzerstörbare Vergnügen, die unaus=löschlich ewige Seligkeit wieder ein, und fängt an, da sie Vulkan so geschäftig zu ihrem Vergnügen sehen:

Ασβεστος δ' αρ, ενωρτο γελως μακαρεσσι Θεοισιν
Ὡς ιδον Ἡφαιστον δια δωματα ποιπνυοντα.

So schmausen sie den ganzen Tag hinab bis zur

untergehenden Sonne; ihr Herz begehrt nichts; sie speisen Ambrosia des Himmels, sie hören die Cither des Apollo, und den Wechselgesang der Musen; sie gehen endlich vergnügt jeder in das himmlische Gemach, das ihm der künstliche, arbeitsame Vulkan erbauet; Jupiter selbst besteigt sein hohes königliches Bette, und neben ihm die auf goldnem Throne prangende Juno! — Selige Götter! selige Wohnungen des Olympus!

Wie hat nun Vulkan seine Sache ausgerichtet? Stand er auf, um einen lahmen Gaukler zu machen, und nichts mehr? Unwürdige Vorstellung, Homer erweckte ihn, um die Götter auseinander zu bringen, um dem Olymp den Frieden zu geben. Erreichte er diesen Zweck durch Possen, durch Gaukeleien? Noch unwürdigere Vorstellung! Er spricht so anständig, so charakteristisch, als ein Vulkan nur sprechen kann, und hier nur sprechen sollte. Läuft drittens der Auftritt auf ein pöbelhaftes Gelächter*) hinaus, das sich Bauch und Seiten stemmet, und so fortwähret? Noch unwürdigere Idee, nicht werth die seligen Freuden des Olymps auch nur von fern zu sehen. Und endlich, war gar dieß Pöbelgelächter

*) In der Sprache Homers, insonderheit in der einfältigen Sprache seines Zeitalters ist „der ασβεστος γελως," der „seligen Götter" kein unwürdiger, unanständiger Ausdruck; er bezeichnet die ewige Heiterkeit, die unzerstörbare Freude, die ihre Stirn wieder einnahm, das selige Lächeln, das bei dem Anblicke des Nektar schenkenden Gottes auf ihrem Antlitze schwebte, wozu allerdings ein kleiner Zug von Lustigkeit über seine Gestalt, und daß er seine Sache so wohl gemacht, sich mit einmischte.

Homers Endzweck? — — Ich werde unwillig; wer die ganze Episode durch an nichts als an Vulkans hinkendem Fuße, und an den artigen Grimassen des Mundschenken seine Augen weidet, wer nichts bei Homer als dieß sieht, wer alle Götter hierin nach sich beurtheilt, dem könnte es in diesem Himmel, wie vormals dem Vulkan selbst, gehen; der lache lieber in den Busen!

3.

Ich begleite Klotz auch bei der Scene Thersites. Wenn er dieselbe nicht aus der lateinischen Uebersetzung beurtheilte, so würde er kaum das γελοιον, *) sondern das αισχρον zu ihrem Hauptcharakter machen; wenn er sie nicht aus dem Zusammenhange risse, so würde er finden, daß sie nicht bloß an ihrem Ort stehe, **) sondern auch, welches noch kühner ist, nirgends anders stehen könne; und wenn er sich auf die Zeiten Achills und Homers erinnerte, so würde er finden, ***) daß das Kolorit des Niederträchtigen, Pöbelhaften, Häßlichen im Thersites original griechisch sey, nach den Sitten der damaligen Zeit nicht anders, und nach dem epischen Zwecke Homers nicht schwärzer und nicht weißer seyn könne. Hier muß ich also Klotzen verlassen; denn er redet von einem Possenreißer, von einem unleidlichen Gaukler, von einem beschwerlichen, unanständigen Lachenerwecker, den ich nicht kenne.

Beinahe eben so schief ist's, wenn er den Zank

---

*) Epist. Homer. p. 31.

) p. 31. *) p. 32.

Ulysses und Irus tadelt.*) Was dieses Gezänk in der Odyssee**) ist, das sind die Zänkereien zwischen Achilles und Agamemnon***) in der Heldeniliade, nur nach Verschiedenheit des Stoffes und der Menschengattung: Zank bleibt an sich Zank. Und was dieser Hader unter Menschen, ist der Zank unter den Göttern, der sich nur noch mehr und öfter auszeichnet. — Und was dieser, das sind hundert Scenen, die alsdann aus Homer weg müssen, wenn eine solche feine Kritik gelten sollte.

„Klotz scheint den Satz: „in einem epischen Gedichte will man ernsthaft seyn, folglich soll man „nicht lachen, folglich soll sich auch keine Spur des „Lächerlichen einstehlen," als ein Axiom, das wohl gar ein Hauptgesetz der Epopöe werden könnte, festzustellen. Ein solches furchtbares Hauptgesetz über die höchste Dichtungsart des menschlichen Geistes verdient, ehe es so unbestimmt eingeführt würde, eine Berathschlagung.

Deutlich unterschieden, hat das Problem verschiedene Seiten. Fordert es die Proprietät des epischen Gedichts, und die Kongruenz aller Theile desselben, daß kein Zug des Lächerlichen erscheine? Oder fordert es meine Empfindung, jede Bewegung meiner Seele, die sich zum Lachen neiget, zu unterdrücken, um nicht die epische Wirkung in mir zu schwächen? Fordert es die Würde epischer Personen, daß sie nicht lachen, oder daß ich nicht über sie lache? — Mir scheint die letzte Frage die faßlichste:

*) Epist. Homer. p. 25.
) Odyss. Σ. 1. seq. *) Iliad. Α.

Lasset uns also die Sache am leichtesten Ende angreifen.

Fordert es die Würde epischer Personen, daß ich nicht über sie lache? durchaus lache, so daß dieß der Ton meiner Empfindung bleibe — wer kann noch fragen? Aus der Epopöe wird alsdann eine Burleske, ein komisches Gedicht; oder wenn der Dichter es eigentlich nicht einmal zum Zwecke hatte, Lachen zu erregen, und erregt es doch, so schafft er Ekel, Verachtung, Mißvergnügen. Würdig sey der epische Held; nicht aber seinem Hauptcharakter nach lächerlich.

Davon also war die Rede nicht; aber kann der Held nicht hie und da eine Blöße verrathen, die lächerlich sey? Ich bitte hier den Unterschied zwischen lächerlich und belachenswerth zu beobachten. Sobald der Held auch nur in einer Handlung eine Seite gibt, die nicht anders, als belachenswerth seyn kann: aber belachenswerth nach Grundsätzen, und mit Rechte; freilich so hat sich der Dichter mit diesem Zuge selbst geschadet; denn nichts hebt die Würde seiner Person so sehr auf, als dieser Anstrich. Den Belachenswerthen verachten wir zugleich; er dünkt uns niedrig; und wie viel verliert ein episches Subjekt, eine epische Handlung, die dieß wäre?

Hieher der Vorfall Ulysses mit Irus *) — wäre er wirklich niederträchtig und unwürdig von Seiten Ulysses, verminderte er die Hochachtung, die wir für den alten, weit gereiseten, abgehärteten

*) Odyss. Σ. v. 1 — 106.

Mann haben, müßten wir in der Folge verwünschen, ihn in dieser Situation gekannt zu haben; allerdings unterschriebe ich alsdann: Iri cum Ulysse concertatio epici carminis gravitatem minime decet. Wer aber, der Homer auch nur aus der Uebersetzung kennet, wird dieß finden? Der arme Ulysses, so weit herunter gekommen, daß er vor seiner eigenen Thüre in Ithaka endlich als ein elender zerlumpter Bettler anlanget; und siehe! da stößt ihm ein anderer Bettler in den Weg; ein Bettler von einer ganz andern Art, der gefräßige, nichtswürdige Irus. Dieser Lüderliche will jenen ehrwürdigen Greis von der Thüre wegdrängen, wegstoßen, wegschrecken; und Ulysses, jetzt nichts als ein Bettler, antwortet ihm so ruhig, so unneidisch, aber auch mit solcher gesetzten Fassung, daß der andere, wie es auch bei gelehrten Bettlern gewöhnlich ist, nur zu Schimpf- und Scheltworten seine Zuflucht nimmt. Der anwesende Antinous hört den Bettlergoliath, freut sich, nach seinem Charakter, darüber, erzählt's den Freiern der Penelope, und hat den lustigen Einfall: der Junge und Alte sollten kämpfen — freilich ein Einfall, den nur die Seele eines Antinous für schön halten, und nur Schwelger, wie seine Mitgenossen, billigen konnten. Der unerkannte Greis redet wider die Unbilligkeit des Vorschlages, den man ihm, einem alten Manne, thue; aber, da hier die Sache seiner Ehre, als Bettler betrachtet, und als ein Hungriger die Sache seines Magens im Spiele ist, so fasset er Entschluß. Er gürtet sich, und selbst die üppigen Zuschauer bewundern den Bau seines Heldenkörpers. Er erwäget,

wäget, ob Ein Schlag seinem zitternden, schwachen, und aus Fräßigkeit entnervten Gegner den Tod geben solle; und seine Großmuth spricht das mildere Urtheil. Er schont des Elenden; ein Backenstreich ist zu seinem Siege, zu der Entwaffnung seines unwürdigen Feindes genug; da liegt der jämmerliche Mensch blutend und ohnmächtig. Ulysses richtet ihn an die Wand auf, und gibt ihm seinen Bettlerstab in die Hand, um Hunde weg zu wehren, nicht um über Bettler den Herrn spielen zu wollen.

Was ist nun in der Geschichte Unwürdiges, Unanständiges für den Ulysses? Daß er zum Bettler herunter gekommen? So muß man den ganzen Lauf der Odyssee, das Subjekt des ganzen Gedichts ändern. So muß die Muse Homers gar nicht den besingen, den sie besingen wollte:

Ανδρα πολυτροπον — — ὁς μαλα πολλα
Πλαγχθη — — —
Πολλων δ᾽ ανθρωπων ιδεν αστεα, και νοον εγνω.
Πολλα δ᾽ ὁγ᾽ εν ποντῳ παθεν αλγεα ὁν κατα θυμον
Αρνυμενος ἡν τε ψυχην — — —

So schreibe man eine bessere, anständigere, artigere Odyssee, die ihren Helden im Wohlstande lasse, ihn in dem Arme einer Göttinn nach Ithaka trage, auf ein weiches Polster setze, und was man mehr für Decenz hinein zu bringen wisse. Ich mag sie nicht lesen, kein Grieche wird sie lesen wollen.

Oder ist's unanständig, daß Ulysses sich dem un=

verschämten Bettler nicht gleich als Herr des Hauses, als Ulysses, als König, entdecket? —

Oder, daß Ulysses den Freiern bei seiner Penelope sich nach ihrem Zumuthen mit einmal verrathe? Ein Verrath, der den Lauf der ganzen Odyssee stören würde.

Oder, daß er keinem Bettler begegne? So wird aber in der sich nähernden Entdeckung eine Lücke; und ein Hauptaugenmerk Homers verschwindet, daß der αvηϱ πολυτϱοπος sich auch in dieser tiefsten Situation als ein Ulysses πολυτϱοπος zeigen sollte.

Jn dem sich zubereitenden Ausgange geschieht ein Sprung — und ich mag diesen Sprung nicht. Jch will gern den Ulysses als einen Bettler sehen, wenn er auch nur in diesen Kleidern meine Achtung, als Ulysses, sich zu erwerben weiß; und wie sehr weiß er dieses? So wie bei seiner Gürtung und Entblößung, seine Heldenhüfte, seine erhabne Brust, seine starken Arme, sein fester Rücken den Helden auch im Bettlerrocke verrathen: *) so soll dieser Sieg vor der Schwelle, und vor den Augen seiner schwelgerischen Feinde das Vorzeichen seyn von größern Thaten im Hause, von unerwartetern Entwickelungen. Nichts ist, was den großmüthigen und tapfern Ulysses auch hier erniedrigt; vielmehr würde, mit Auslassung dieses Auftrittes, die Steigerung seiner Enthüllung und der sanfte allmälige Fortfluß der ganzen Odyssee gehemmet.

Wo ist nun das Belachenswerthe, das Unanstän-

---

*) Odyss Σ, v. 65, etc.

dige? Wo ist's insonderheit, nach den Sitten Ulysses, nach den Zeiten, nach dem Zwecke Homers?

Der Charakter Achilles sey so groß in seinen Fehlern als in seinen Tugenden; diese Fehler gehören zu einer griechischen Heldenseele, zu einem Achilles; aber wahrhaftig belachenswerth, unwürdig, unanständig sey er nicht, und wo ist er's? Nur nehme man ihn, und jeden Helden einer Epopöe, nach den Begriffen seines Landes und seiner Zeit; sonst kann freilich ein ehrbarer, feiner und ernsthafter Kunstrichter einen höhern Aether zum Athemholen nöthig haben.

Doch ich kehre um; wenn eine würdige epische Person nicht belachenswerth seyn muß, darf sie auch selbst nicht lachen? Welche Frage! welche Verwirrung der Begriffe! Muß ein Held die Würde seines epischen Charakters dadurch behaupten, daß er, wie ein Karthäuser, nur sein memento mori ernsthaft und sauertöpfisch grunze? Vergeben die Götter dadurch ihrer himmlischen Hoheit, daß sie lachen? Stört Homer damit die feierliche Harmonie seines Gedichts, daß seine Griechen über den häßlichen Thersites nach seiner Züchtigung lachen? O die abenteuerliche Mönchsfeierlichkeit! So wollen wir das Wort γελαειν, mit allen seinen Abkömmlingen, aus Homer ausstreichen; so wollen wir die Miene des disdainfully half-smiling von dem Antlitze des herrlichen Milton'schen Engels wegwischen, und in tiefe kritische Runzeln verwandeln; so soll aus der ganzen Iliade ein gothisches Kloster, und aus seinen Helden eine Reihe feierlicher Prälaten werden, de-

nen der Ernst häßliche Falten in die Stirne geknissen, und die, wie der vortreffliche Hudibras —

a Knight he was, whose very Sight wou'd
Entitle him Mirrour of Knighthood,
That never bow'd his stubborn Knee
To any Thing but Chivalry.
His tawny Beard was th'equal Grace
Both of his Wisdom and his Face — —

Ehe nun ein so feierliches Gebot: In der Epopöe soll keiner lachen! gegeben wird, soll voraus ausgemacht werden: ob das Lachen ein wirklich entehrender Zug eines Menschen=, eines Helden=, eines Götterantlitzes sey? Ob es nicht Fälle geben könne, da das Hohnlächeln sowohl, als das Hohnlachen, und das Lächeln der Freude sowohl, als das Freudengelächter, den epischen Zweck mit befördern muß? Ob nicht ein hohnlachender Satan und ein erhaben lächelnder Engel, selig lächelnde Götter, und närrisch lachende Wollüstlinge, und schadenfroh lachende Griechen zum ganzen epischen Gemählde unentbehrliche Gruppen ausmachen können? Ob der Ton jeder Epopöe gleich hoch gestimmet seyn, und auch die Koncente des Ernsts in gleichem Maße haben müssen? Ob alle Personen, die im Epos erscheinen, wie in der Iliade, bis auf einen Thersites; wie im Paradiese Miltons, bis auf den Satan; wie in der Odyssee, bis auf die Freier; wie im Olymp, bis auf Vulkan; wie auf dem Theater, bis auf den Lichterputzer, gleich ernsthaft, groß, heldenmäßig, wunderwürdig seyn sollen? Sind diese Fragen ausgemacht, so kann das obige Gebot gegeben

werden; so lange will ich mich indessen mit Tristram Shandy erholen, und fest versichert seyn, „daß dieß kurze Leben nur dadurch etwas verlängert „wird, wenn man beständig aufgeräumt ist, und „noch mehr, wenn man lachet!“

4.

Doch ich soll ernsthaft reden.

Kann die epische Würde mit einem belachenswerthen Charakter bestehen, wenn dieser Hauptcharakter der Epopöe seyn soll? Nein, und wenn er auch nur eine Unwürde in einzelnen Fällen hätte. Aber kann ein würdiger epischer Charakter auch lachen? Wenn am rechten Orte, wenn im gehörigen Maße, wenn zu Erreichung des epischen Zwecks — warum nicht? Der erste Unterschied, den Kloß nicht beobachtet; Lachen und Lächerlich seyn, d. i. zum Lachen da stehen — welch ein Unterschied!

Zweitens: die Würde der epischen Hauptperson, gebührt die auch jeder Figur, die in der Epopöe auftritt? Unmöglich! Und eben bei keinen zwei Personen muß diese Würde ganz gleich seyn. Einige müssen, eben um die Würde epischer Helden in's Licht zu setzen, mit ihnen kontrastiren und Unhelden seyn; Unkraut unter dem Weizen, und Satane um der Engel willen. Wenn es also Einen Achilles geben kann, den Tapfersten der Männer vor Troja, wenn mit ihm tausend Helden, die stufenweise an Tapferkeit herunter steigen; warum nicht auch einen feigen Thersites? Wenn so viel edle, schöne, würdige Seelen; warum nicht auch eine, die häßlichste unter allen, die vor Troja gekommen waren? Diese,

das Bild der Unedlen unter den Griechen, kann mit der gehörigen epischen Erhöhung so gut und zweckmäßig im Gedichte erscheinen, als unter den Griechen vor Troja die Unedlen. Wenn in einem Trauerspiele schon nicht lauter Helden seyn müssen; so konnte in der weit größern Welt von Menschen, die Homer in der Iliade schuf, auch ein Thersites seyn müssen. Wird seine Einwirkung mit den übrigen Gewichten der Iliade nur zusammen gewogen; erscheint er an Orte und Stelle; nicht ohne Nutzen, mit Zweck; — vortrefflich! — Dieß ist der zweite versäumte Unterschied. Die Würde der Epopöe fällt auf das Ganze des Gedichts, auf jede einzelne, insonderheit jede Nebenperson, nur in dem Maße, in welchem sie zum Ganzen beiträgt; so muß gravitas epici carminis berechnet werden.

Nun hat, und wer weiß das nicht? die Proprietät, die Eigenheit des epischen Werks im Ganzen nichts weniger als das Lächerliche zum Haupttone; aber kann nicht ein Belachenswerthes in einem Theile zur Kongruenz des Ganzen gehören, und ein Thersites, ein Dämon mit zur Harmonie des Werks einstimmen? Nichts ist hier so sonderbar, als eine Scene heraus zu heben, ohne zu betrachten, wie sie mitten im Verfolge sich ausnimmt, oder, besser zu sagen, sich fortdränget, sich aus andern entwickelt, und andere vorbringet, so, daß sie nichts als eine Tonreihe zur Symphonie des Ganzen bleibet. Ein Thersites an sich sey, was er wolle, was ist er zum Ganzen der Iliade? Was ist er in seinem Verfolge? Mischen sich in ihm Homers Suc-

cessionen der Auftritte, daß ihre Farben schneidend werden, daß der poetische Mahler sie nicht verschmolzen, daß sie in ihrer Succession nicht Ton halten, daß das Auge des Lesers keine Ruhestatt finde, nicht weiter gehen wolle? Wer kann das sagen?

Drittens endlich: die sicherste Kritik eines Gedichts ist die Reihe meiner Empfindungen; und in Absicht auf diese ist das Lächerliche sehr verschieden. Entweder so, daß ich lache, und es der Endzweck des Dichters war, mein Lachen zu erregen, er thue es ernsthaft oder scherzhaft; oder daß ich etwas Belachenswerthes erblicke, und verächtlich lache, mich ärgere. So sind mir die üppig lächelnden Zuschauer bei dem vorgedachten Auftritte zwischen Ulysses und Irus zuwider: sie lachen; aber kaum lache ich mit ihnen. So wird der häßliche Thersites den Griechen belachenswerth; darum aber ist er nicht, um ihnen lächerlich zu seyn. So freuen sich die Götter im Olymp, und der sympathetische Leser soll sich mit ihnen freuen. — Auf die Art wechseln die Empfindungen unserer Seele die Länge eines Gedichts herab, und nur der kann das Ganze beurtheilen, der die ganze Reihe dieser Successionen sich auf einmal anschauend machen könnte. Da dieß aber unmöglich ist, so schwimme ich sanft den Strom herab, und folge dem Dichter, der ein Gefühl nach dem andern in mir aufruft, jedes mit dem andern verschmelzet, und die Mißklänge in einander auflöset; so wird der harmonische Einklang des Ganzen.

Ist diese Harmonie bei einer Epopöe aber nicht

Bewunderung? Freilich! Niemand aber denke, daß diese Hauptempfindung die einzige, eine ganze Epopöe hin, seyn müsse; denn wer kann einen langen starren Blick in die Höhe ertragen? Mitleiden und Schrecken, und Abscheu und Zorn, und Verdruß und Verachtung, alles kann nach einander, an seinem Orte, erreget werden, wenn sich nur jede Empfindung so aus einer andern in eine dritte ergießet und verlieret, daß zuletzt ein Echo, wie die Stimme der Musen in meiner Seele, bleibe, das Bewunderung sey. Diesen Hauptunterschied hat Kloß nicht beobachtet.

Und wer ist's wohl, der die Empfindungen der Seele besser und natürlicher auf einander folgen lasse, als Homer? Kann denn ein Leser von griechischem Gefühle, der Musik der Seele hat, es bei Homer unempfunden gelassen haben, wie er einen Ton der Seele aus dem andern entwickelt, und in einen andern auflöset — wie keine Stimmung bei ihm über die andern vorschreien, mehr als sie zum Ganzen Eindruck nachlassen soll. — Wer dieß empfunden, wer dieß als eine stätige Kraft der Homerischen Muse gefühlt, wie sollte der nicht zittern, den Tadel niederzuschreiben: „Homer weicht oft aus der „Gravität und Dignität des epischen Gesanges; „Homer wird's schwer, zurück zu halten, was Lachen „erregen könnte, und er bringt's am ungeschicktesten Orte an: Homer hat, durch solche Unartigkeit, „sein Gedicht nicht wenig entstellt; er macht den „Leser unwillig, verdrießlich; man muß Stellen, „Seiten aus ihm wegwerfen, um im Tone seines „Gedichts zu bleiben.“ O göttlicher Sänger! wenn

du auflebest, so gib doch erst deinen Lesern Ohr: gib ihnen Musik der Seele!

5.

Statt uns Homerische Betrachtungen mitzutheilen, wirft Klotz die Frage auf: ob es uns frei stehe, heidnische Mythologien in Gedichten zu adoptiren?*) und, nach seinen Vorbereitungen zu achten, ist diese Abhandlung sehr wichtig.

Zuerst von der Mythologie in geistlichen Gedichten. Nonnus, Sannazaro, Claudian (wie der nach Ordnung und Zusammenhang hieher kommt, wisse die allsehende Muse), Camoens, Dante, Petrarca, Ariosto, Marino, Tasso, Milton, Frischlin, Heinsius — welch Gemenge von Namen! — werden über der profanen Mythologie in ihren Gedichten scharf und nach der Reihe hin getadelt. Ich glaube nicht, daß eine Kritik, die auf Dichter so verschiedener Zeiten und Gegenden mit einerlei Machtspruch fällt, so gründlich, so prüfend sey, als sie über Männer von so verschiedener Zeit und so verschiedenem Werthe seyn sollte.

Einige von diesen haben lateinisch gedichtet; ein Punkt, der die Sache sehr verändert; denn wer kann genau ein Haar zwischen ziehen, wo die lateinische Sprache aufhöre, und die Usurpation der römischen Denkart anfange. Nachdenkende Liebhaber der lateinischen Sprache werden bei manchen Worten und Ausdrücken noch sehr zweifelhaft bleiben; sie

*) p. 55.

werden mit einem Goldgewichte abwägen, wie weit manche nichts als lateinische Phrases, andere schon Vehikula der römischen Denkart sind: sie werden also auf die jetzige lateinische Poesie ein Mißtrauen setzen, daß sie uns nicht, statt römisch großer Gedanken, einen Teppich von römischen Wortblumen sticke, daß man also vielleicht von mehrern neulateinischen Versmachern das Urtheil fällen könne, was Klotz über Sannazaro fället: *) Praeter sermonis latini elegantiam, nihil in iis carminibus, quod multa laude dignum sit, invenio. Parum aut nihil potius finxit: complures versus Horatio surripuit: similis Horatio, sed ut simia homini etc.

Und allerdings ist auch bei der Mythologie für mich der Unterschied oft zweifelhaft genug, wo die Redart aufhöre, und ein Gedanke anfange. Es hat Klotzen gefallen, **) bei Vida sogar zu billigen, daß das heilige Brod Ceres heißen könne, und der poetischen Phrasis wegen zu billigen, daß Christus dem Volke liba Cerealia ausgetheilet, bloß der Nachahmung Virgils wegen; und gilt das, was sollte nicht gelten? So wird mich immer die unmythologische Sprache platt, gemein, unpoetisch dünken können; und so wird endlich ein lateinisches Gedicht eine Seifenblase, wo viel schöne Farben in der Sonne mir vorspielen; ich greife darnach, und sie sind nichts! — Es waren lateinische Phrases.

---

*) Epist. Homer. p. 58.

**) Ibid. p. 83. 84.

Auch Klotzens sogenannte Horazische Oden *) sind nicht ohne Mythologie: sie reden vom Gradivus, und von der Venus, von Musis und Camoenis, vom pater Lyaeus, dem ein ganzer Dithyrambe mythologisch gesungen wird, von Faunen und Dryaden, von Nymphen und Najaden, von Pierinnen, von Diis und Deabus, vom Phoebus und vom Pindus, von Mavors und Bellona, von Cynthia und Flora, ein ganzes Heer allegorischer Personen ungerechnet. Fragt man mich, was alle diese Namen hier sollen? Nach Klotzens Homerischen Briefen muß ich entweder sagen: unschicklich, eitle Gelehrsamkeit, verdrießliches, fremdes Geschwätz, oder ich sage: schöne poetische Phrases!

Als die schöne lateinische Poesie nach jener langen Barbarei wieder erwachte: als die Sannazar's und Vida's, und Bembo's und Fracastor's, geweckt vom Geiste der wieder aufgelebten Römer sangen, welcher Phöbus Apollo hätte ihnen damals das Ohr zupfen können? „Dieser Ausdruck ist zu mytholo„gisch, dieses römische Bild hat noch nicht genug „durch den Gebrauch und durch die Gewohnheit sei„ne mythologische Natur abgelegt — weg damit! „Aber hier, mein lieber Vida, stehe Ceres statt pa„nis; dort Musa statt poetica facultas, Neptunus „pro mari, Vulcanus pro igne, Lyaeus pro „vino. In his, licet originem suam supersti„tioni debeant, tamen amissa fere est, ut „ita dicam, prima vis et abolita: carmini „vero Latino non exiguam elegantiam eadem

*) Klotz Opusc. Poet.

„conciliant!“ *) O der artige Phöbus Apollo! Wenn diese abergläubischen Wörter ihre erste Kraft verloren haben, wenn sie ihre Natur ausgezogen, wenn ihr Gewicht weg ist, so mögen alle solche elegantiae non exiguae in den Orkus! Sie sind ein elender Flitterstaat, eine poetische Sprache ohne poetischen Sinn, ein Schulgeschwätz. Ist nur dann ein mythologischer Ausdruck brauchbar, wenn ihm die Gewohnheit, der alltägliche Gebrauch seine ursprüngliche bildvolle Bedeutung entnommen, so ist er ein Redezierrath ohne Wesen; und vor solcher Poesie behüt' uns, liebe himmlische Muse!

Nein! für schulmäßige Phrasesjäger will ich die Erwecker der lateinischen Dichtkunst nicht nehmen; aber um so schwerer wird mir die Entscheidung: „wie weit kann eine wirklich poetische, und in ihren „Horaz und Virgil verzuckte Seele, in ihrer poeti„schen Begeisterung, auch gleichsam an seine Göt„ter und geistigen Wesen gläubig werden? Wie „weit kann sich die Horazische Laune, der Virgilia„nische Geist, insonderheit, wenn ich in ihrer „Sprache singe, einstellen, daß ich Mythologie von „ihrer Dichtungsart unabgetrennet und unabtrenn„lich erblicke, daß ich, indem ich, wie sie, singen „will, auch mit ihrer Mythologie singe?“ Wer kann hier aus dem Stegreife antworten? wer kann in der Seele derer, die wirklich mit Enthusiasmus dichteten, Grenzen ziehen, wie römische Begeisterung, Begeisterung aus den Römern geschöpft, Begeisterung, die sich selbst in römische Sprache ergoß,

*) Epist. Homer. p. 82. 83.

hie und da einen Schritt weiter im Ausdrucke zurück bleiben, hie und da etwas vorsichtiger in der Mythologie seyn sollte? denn sie dichteten doch heilig. Nun ja denn, immerhin heilig; aber Vida und seine Mitgefährten dichteten auch lateinisch, und, zum Unglücke, wollten sie auch römisch dichten; nun stehen wir vor einer dreifachen Wegescheidung — wer kann alle drei mit einmal gehen, ohne auf keiner zu weit hin zu wanken?

Ich sehe keinen andern Rath, als daß man über ein heiliges Sujet niemals Latein, ich meine römisch Latein, gedichtet hätte; denn immer ist eine Mischung von Sprach= und Denkarten unvermeidlich. Der Orient soll sich in den Occident stürzen, der Geist der Religion, und der altrömischen Poesie sollen sich umarmen. Ein seltenes Paar! Aus Cicero soll ein Kompendium der Theologie geschöpft, und doch kein römischer Begriff dahin übertragen, und keinem Begriffe der Orthodoxie etwas von seiner systematischen Strenge benommen werden — Schwere Verbindung! Sannazaro will de partu Virginis schreiben, und zugleich nie seinen Virgil verlassen; Buchanan einen Baptistes schreiben, und doch seine Juden römisch sprechen lassen — Widrige Vermischung! Ueberläßt sich der Dichter dem Geiste seiner Religion, so wird er Jüdisch=, so wird er Christlichlatein zu sprechen in Gefahr kommen; folgt er dem Geiste der römischen Poesie, Denkart und Sprache, wie weit von Judäa ab wird der ihn hinführen! Will er, als ein Helleniste, auf beiden Wegen gehen, und Gleichgewicht halten — unwürdige, ermattende Wachsamkeit, drückendes Joch

des Geistes, der in der Poesie nichts so sehr, als Freiheit, liebet! Der furchtsame matte Dichter wird an der Erde kriechen, und nie sich aufschwingen können; denn er schrieb für die Censur zweier Inquisitionen, eine christliche (oder jüdische) und eine römische! — Mein Rath also, daß man nie den Bogen der römischen Poesie nach so weit von Rom entlegenen Gegenständen spannen wollte, wenn man auch Pindarische Pfeile hätte; man trifft nicht.

Es versteht sich, daß die Dichtungsarten nicht alle gleiche Schwierigkeiten haben. Eine Hymne, ein Lehrgedicht, eine Kantate ist eher geistlich und doch lateinisch zu liefern, als ein Trauerspiel, eine Dichtung, ein Lustspiel, eine Epopöe. Buchanan's Juden treten als Juden auf; lateinische, römische Juden in Galiläa! Frischlins Ismael in Mesopotamien, und daselbst mit Klassenlatein! Sannazar's Cerberus, Centauren, Hydern, Proteus, im Stalle zu Bethlehem! Bei einem Trauerspiele, Lustspiele, Heldengedichte, welche Disharmonie, und doch fast wie unvermeidlich! Klotz also hätte über alle diese Dichter nicht bloß sein kritisches Urtheil vom Throne hinunter sprechen, das von andern schon so oft gesprochen ist, sondern lieber auf die Ursachen dringen sollen, die diesen Männern Zwang auflegten.

Zweitens, auch die Zeiten und Länder muß man unterscheiden, in denen ein Dichter lebte, in denen und für welche er schrieb. Die meisten der gerügten Poeten sind Italiener, aus dem Lande der Alterthümer also, aus oder vor den Zeiten, da der Ge-

schmack des alten Gräciens und Latiums wieder auflebte; wer wird nun einen Dante, Petrarca, Sannazar, Vida, Ariosto, Tasso, Marino aus allen diesen Zeitverbindungen rücken, und so schlechthin vor das Gericht einer fremden Zeit, eines fremden Landes fordern, daß sie das Heilige mit dem Unheiligen vermischet? Der Geist der alten griechischen Mythologie, aus seinem Vaterlande vertrieben, floh nach Italien: Italien gab er die Denkmale seiner Größe in Poesie und Kunst und Weisheit: in Italien erwachte er wieder; erwachend aber fand er ein Land, mit einer fremden, der christlichen, Religion bedeckt. Indessen strebte er in die Höhe, schaffte sich Bewunderer, Anbeter und Nachahmer; Nachahmer, die in den Begriffen einer andern Religion, Denkart und Sprache erzogen waren: was anders also, als eine Vermischung zweener fremder Ströme, die gegen einander brausten, und endlich zusammen flossen. Der christliche Künstler, dem Apollo profan war, fiel doch vor ihm, als vor dem höchsten Denkmale der Kunst, nieder: die Statuen der Götter waren Geschöpfe des Aberglaubens, aber auch Geschöpfe der schönsten griechischen Kunst; Horaz und Virgil waren Dichter einer fremden Religion; zugleich aber Dichter der edelsten Natur, der vortrefflichen Sprache: die Mythologie eine Sammlung von Fratzenmährchen; aber auch eine Welt voll sehr poetischer Ideen. Unter solchen also lebten damals Dichter und Künstler: sie wandelten unter heidnischen Statuen und heidnischen Dichtern und heidnischen Sprachen. Das Neue, die Morgenröthe des Geschmacks, hatte dreifach stärkere Wir-

kung auf sie; sie wurden selbst römische Dichter und neugriechische Künstler und christliche Heiden. Der Kardinal der römischen Kirche war ein heidnischer Bembo, der neue Horaz Vida Bischof von Cremona; das Kind mit christlichem Wasser getauft, ward mit heidnischen Begriffen des Schönen genähret; die Vermischung ward Geschmack der Zeit und des Landes. Leo der Zehnte vergab christliche Sünden, und wandte die heiligen Summen auf das unheilige Schöne der Heiden; in die Tempel Italiens kam David und Apollo, Christus und Belial neben einander, und die Geschichte Jupiters und Leda's auf die Thüre des heil. römisch katholischen Petrus.

Wer kann nun ohne Rücksicht auf Zeit, Land und Sprache Sannazar und Vida, Dante und Petrarca, Ariosto und Tasso, und wen weiß ich mehr? tadeln, *) ohne sie zu erklären, ohne uns auf ihre Jahrhunderte aufmerksam zu machen, da die scholastische Wortgrübleret und die Sprache der Mönchsandacht der Geist der Religion war, da das Land von dieser Seite unter Nacht und Dunkel lag, oder da der hellere Geschmack an den Antiken in Poesie, Kunst und Sprache überwand, sich in alles hineindrängen, und dem Ganzen der schönen Literatur seine neue Bildung geben mußte. Da also konnte Dante in seiner göttlichen Komödie Christen, Juden und Heiden, Götter, Engel und Teufel durch einander mischen: da konnte Ariost

Le

*) Epist. Homer. p. 73 — 75 etc.

Le Donne, i Cavalier, l'arme, gli amori
Le cortesie, l'audaci imprese — — —
Che furo al tempo, che passaro i Mori
D'Africa il mare etc.

besingen, und mitten inne auch des Styx und Acherons erwähnen. So unbillig die brittischen Prose-Critiks dem Spenser seine Feen, und Shakespear seine Hexen vorgerückt: so unbillig alte Italiener und Portugiesen und Engländer nach dem Zeitbegriffe meiner Religion und Wissenschaft beurtheilen — auf die Weise wird alles ein Chaos.

Klopstock (ich weiß keine höhere Instanz), Klopstock sang dem Messias seinen ewigen Gesang im Geiste der Religion seiner Zeit, nach den Gesichtspunkten seines Horizonts, nach den Eindrücken seines Herzens; wer einerlei Natur, einerlei Mittel der Bildung, Seiten der Anschauung, Ein Herz und Eine Seele mit ihm hat, wird ihn aus ganzer Seele lesen. Einem Oest z. E. werden schon viele Vorstellungsarten talmudisch dünken; einem christlichen Schüler des Korans werden manche aus Arabien entlehnt vorkommen; einem Foster oder Sterne in England, und auch das sind Christen! werden manche noch weit befremdender erscheinen; und endlich einem othodoxen Christen des zwölften oder zwanzigsten Jahrhunderts? — Dessen Urtheil über den Messias möchte ich lesen. Wie? wenn nun ein solcher nach seiner Zeit fromm und selig urtheilte? Unbilliger Richter! er sollte sich in unsere Zeit zurücksetzen, aus ihr denken und sprechen: er sollte mehr als des Nikomachus Auge haben, um Helena anzuschauen. So wie der oberste Richter

allwissend seyn muß, um gleichsam die eigenthümliche Moralität eines jeden Herzens zu kennen; so sey (man erlaube mir die kleine Blasphemie vom Gleichnisse), so sey der Richter über Zeiten und Völker auch des Geschmacks dieser Zeiten und Völker kundig, oder er greift blind in den Loostopf der Jahrhunderte, um nichts als ein mageres kritisches Regelchen herauszulangen.

Und Milton! — Wer Milton mit allen vorigen Mischern der Religionen in einen glühenden Ofen zusammen werfen will, *) hat nicht bedacht, daß bei ihm diese mythologischen Vorstellungsarten nicht wesentlich zum Baue seines Gedichts, sondern nur zur Auszierung desselben gehören. Er bringt sie nicht (wenigstens nie offenbar) in die Zeit, aus welcher, sondern in die Zeit, für welche er singet; und so werden sie Gleichnisse, Schmuck, Verzierung seiner Gegenstände; nicht eigentlich Gegenstände selbst. Er singt für seine Zeit; dieser schweben unter andern auch aus heidnischen Schriftstellern Vorstellungen im Gedächtnisse, die seine heilige Vorstellung zehnfach verstärken, und einprägen — einprägen, daß es kaum in seiner heiligen Geschichte solche starke und nachdrucksvolle Hülfsvorstellungen gäbe. Warum also sollte er jene wartenden Ideen in der Seele seiner Leser nicht wecken? Warum sie nicht aufrufen, um seinen heiligen Gedanken desto tiefer in die Seele zu prägen? Und das thut Milton!

Er thut's an weit mehr Stellen, als Klotz an-

*) Epist. Homer. p. 79.

führet; doppelt aber thut er Unrecht, daß er eben die süßesten im ganzen Milton tadelt, aus einem Buche,*) das die größesten Gegner desselben mit Lobsprüchen haben überhäufen müssen: nämlich „die „selige Liebe der Stammväter des Menschenge- „schlechts in Eden.“ Auch Winckelmann, der, in griechische Schönheiten entzückt, die Miltonischen Beschreibungen für schöngemahlte Gorgonen erklärte, nimmt diese Scene von seinem zu griechischen Urtheil aus,**) und in der Sprache Miltons insonderheit selbst herrschet hier eine Süßigkeit, eine Anmuth, die uns in das Paradies selbst versetzet. —

Milton hat sein Eden mit aller Pracht und Schönheit geschildert: Bäume, Flüsse, Quellen, Lustwälder, murmelnde Wasserfälle, das Chor der Vögel, der Hauch der Frühlingslüfte, der Geruch der Wiesen und Wälder — eins nach dem andern fließt wie Balsam in unsere Seele: meine Phantasie ist erfüllet: mein Auge, Ohr, und alle Sinne gesättigt: ich schwimme im Traume der Wollust. Und Milton will mich in diesem Traum erhalten. Da meine Sinne gesättigt sind, so spricht er zu meiner Seele; er ruft alle Ideen schöner Gegenden und Lustörter, die in meiner Einbildungskraft schlafen, auf. Und wo gibt es mehr, als aus Griechenland und seinen Dichtern des Vergnügens? Diese sollen mich in meinem Traume fortwiegen, ich soll die Freude der Wiedersehung genießen, und so, nach-

---

*) Parad. lost. B. IV.

**) Geschichte der Kunst S. 28.

dem auf sanften und unmerklichen Stufen meine Seele von dem Leblosen sich immer lebender hinaufgeschwungen, und jetzt in dem musikalischen Chore der Vögel und der Lüfte und der zitternden Wälder schwebet: so fängt sie, wie aus einem sanften Schlaf erwacht, an, die holden Bilder voriger Zeiten, die Erinnerungen der Jugend zu sammeln:*)

— — while universal Pan
Knit with the Graces and the Hours in dance
Led on th' eternal spring. Not that fair field
Of Enna, where Proserpin gathering flowers
Herself a fairer flow'r etc. — — —
— — — — nor that sweet grove
Of Daphne by Orontes, and th' inspir'd
Castalian spring, might with this Paradise
Of Eden strive; nor that Nyseian ile
Girt with the river Triton etc. — —

So schwebt unsere berauschte Einbildungskraft weiter, und kommt endlich vom Berge Amara aus Aethiopien zurück, um im Paradiese unendlich mehr als in allen diesen Zaubergegenden zu finden. Ist dieß eine Entheiligung des Gedichts, so ist's eine Entheiligung des höchsten unter den Propheten, des poetischen Jesaias, Jehovah einen Gott der Götter zu nennen, und ihn Gesänge lang mit diesen heidnischen Klötzen zu vergleichen. Aber wie erhaben!

Milton hat uns das erste Paar bis zum Entzücken geschildert, den Bau ihrer Glieder, und ihre

*) Parad. lost. Book IV. v. 266.

vergnügte Mahlzeit, und ihre Liebkosungen, und die holde Umarmung der Eva und — das Liebläche[l]n Adams. *)

— — as Jupiter
On Juno smiles, when he impregns the clouds
That shed May flow'rs — —

Welch ein Bild! Ist's Erniedrigung für Adam, in ihm den küssenden Jupiter zu sehen? Adam führt Eva zur Brautlaube, und da unsre Seele durch den sichtbaren Anblick derselben mit Freude und Ehrfurcht gleichsam erfüllet worden, da das Auge nicht mehr sprechen kann: siehe! so spricht die Phantasie, gleichsam in einen Traum voriger Zeiten versenket: **)

— — in shadier bower
More sacred and sequester'd, though but feign'd,
Pan or Sylvanus never slept, nor Nymph
Nor Faunus haunted. — —

So dichtet Milton: seine profanen Gleichnisse sind nichts als Hülfsvorstellungen zum Dienste seiner heiligen Vorstellungen; er nimmt zu ihnen seine Zuflucht, wenn Worte innerhalb dem Kreise seiner Religion nicht Triebfedern geben, seine Idee so hoch zu spielen, als er sie haben will: und nur dann irret seine Phantasie in diese Zaubergegenden der griechischen Dichtung, wenn er schon unsre Sinne erfüllet, und jetzt der Seele Zeit läßt, die Bilder

*) B. IV. v. 499.
**) IV. v. 705.

ihrer Jugend zu sammeln. Konnte er dieß nicht thun als Dichter? Eben dadurch schlägt er ja an unsern Geist, daß er gleichsam sich selbst dichte. Oder etwa nicht als Dichter der Religion? Was ist der Religion würdiger, als solche Vergleichungen zu ihrer Erhöhung? Die Bibel, ja Jehovah selbst in ihr spricht also.

6.

Man siehet, wie wenig Ueberzeugung das kahle Verbot in's Allgemeine hin: „kein mythologischer Name komme in ein geistliches Gedicht!" für mich habe. Ich muß mich also schon selbst nach Grenzen der Mythologie und eines christlichen Gedichts umsehen.

Zuerst rechne ich, wie gesagt, die lateinische Sprache nicht mit; denn schwer ist's, zu bestimmen, wo der lateinische Ausdruck aufhöre, und der nationalrömische, der mythologische z. E. anfange. Noch schwerer ist's, über so fremde Gegenstände, als ein heiliger Gesang liefert, lateinisch, und im Geiste der Römer zu dichten; denn entweder wird der Jude und Christ romanisiren, oder der Nachfolger Virgils und Horaz judaisiren, hellenisiren müssen.

Zweitens rechne ich die Zeiten nicht mit, da die Mythologie gleichsam die zweite Mutter des poetischen Geistes war: und dieß ist die Wiederauflebung derselben in Italien. In der Kunst sprachen die schönsten mythologischen Ideen dem Auge: in der wieder erstandenen Poesie dem Ohre: statt des trocknen Aristoteles ward der mythologische, allegorische

Plato der Lieblingsweise Italiens; solche Begriffe füllten die Seele. Entweder wählte man die lateinische Sprache dazu, und in ihr schien gleichsam die Mythologie schon eingewebt und unabtrennlich; oder man wählte doch mythologische Dichter zum einzigen Vorbilde. Wie konnte sich nun der begeisterte Nachahmer sagen: Siehe, hier hört die Manier des Dichters auf, und da fängt seine Religion an! Und wer sich dieß auch hätte sagen können, der wollte sich's nicht sagen, denn ächt latein, ächt römisch zu dichten, war ja, nach dem Zeitbegriffe, der einzige, der höchste Zweck seiner Muse. — Solche Zeiten also soll man erklären, ein allgemeiner Tadel kostet wenig.

Drittens: schreibe ich auch nicht von den Zeiten, da die Religion, so wie sie damals herrschend war, kein reines heiliges Gedicht geben konnte; da die Begriffe von ihr viel zu dunkel, unbestimmt, gebrochen und abergläubisch waren, als daß ein Gedicht, das für den herrschenden Verstand geschrieben wäre, für uns orthodox, wie ein Gebetbuch, seyn könne. So z. E. die Zeiten des Dante, Ariost, Tasso, Camoens u. s. w. Wenn diese Dichter in dem elenden Geschmacke ihrer Zeit poetisches Geräth, oder wenigstens Freiheit fanden, mit diesem und jenem Stabe des Aberglaubens poetische Wunder zu thun, warum nicht? Das Heldengedicht eines Mönchs aus Padua auf seinen heiligen Antonius, oder eines Mailänders auf seinen heiligen Karl Borromäus sey immer den Legenden seines Ordens, seiner Stadt, seiner Zeit, seiner eigenen Erziehung angemessen: denn anders kann de-

ehrwürdige Pater nicht dichten. Und wo werde ich an einen Riesen, an ein Geschöpf seines Jahrhunderts, mit einem Zwergmaße meiner Zeit hinzutreten, ohne daß mich seine Größe nicht beschäme!

Also bloß von einem in der Religion erleuchteten Zeitpunkte: und wo weiß der Kritikus, wann dieser Zeitpunkt voll Licht, oder nur voll Blendeschein des Lichts ist? Wo soll er's, als Kritikus, wissen? Das mag der Gottesgelehrte, der Polemikus entscheiden; nicht der poetische Kunstrichter. Der Dichter nimmt den herrschenden Religionsgeschmack, oder besser, sein eigenes Religionsgefühl, wie er dazu gebildet worden, seinen eigenen Horizont von Religionsaussichten, und dichtet. Und so muß der Kritikus ihn richten. Nicht, daß er absolute Wahrheit suche, nicht daß er frage, ob diese und jene Religionsvorstellung auch rechtgläubig genau, exegetisch richtig, philosophisch erwiesen; sondern ob sie wahrscheinlich sey, ob sie könne poetisch geglaubt, gefühlt, beherzigt werden. Das ist bei einem jüdisch christlichen Gedichte nicht schlechthin die Frage: ob historisch genau der Jude seine Affekten so gemahlt oder nicht; auf den Fuß wäre vielleicht kein Tod Adams, und kein Tod Abels, möglich; sondern, ob sie, nach gewissen allgemein angenommenen Voraussetzungen, so haben sprechen können. — Ich folge also dem Religionsbegriffe meiner Zeit, ohne weitere Umwege: wie fern verträgt er sich mit mythologischen Ideen?

1. In jedem Poem, wo Dichtung herrscht, wo Personen der Dichtung auftreten, können freilich

nicht Wesen der heidnischen und christlichen Religion neben einander handelnd vorgestellet werden; nicht mit einander gleich wesentliche Substanzen zur Handlung des Gedichts seyn. Wenn die Muse und der heilige Geist, ein Gabriel und ein Apollo, eine Maria aus den Gegenden des Himmels und eine Diane zugleich, auf einerlei Art, poetische Existenz, poetische Handlung auf dem Schauplatze eines heiligen Gedichtes bekommen, so stoßen sie sich in unserer Seele. Ihre poetischen Substanzen heben einander auf; mein Auge fährt über ihre beiderseitige Gegenwart zurück; die Täuschung geht verloren, und mit ihr der ganze Zweck ihrer poetischen Erscheinung. Ein Trauerspiel solcher Art mag vielleicht noch in einem Winkel von Italien, Spanien, oder von Böhmen und Bayern ausstehlich seyn; eine Epopöe von solcher Mischung mag der christlichen Barbarei gefallen; rings um uns scheint das Licht einer geläuterten Religion zu stark, als daß nicht Eine solche Dichtung die andere in den Schatten drängen müßte.

Nur setze ich gleich eine Einschränkung hinzu. Nicht deßwegen können beiderlei Geschöpfe nicht auf Einem Schauplatze, in gleich starkem Licht erscheinen, weil die Eine Art wahre, die andere Lügenwesen, oder nach Klotzens Sprache, *) inepta, ridicula, falsa, impia, uno verbo superstitionis propria sind, quae a veri Dei cultoribus usurpari non possunt. Denn ein solcher Dichter schreibt nicht eigentlich, als ein frommer, rechtgläubiger

*) S. 56 — 86, auf jeder Seite.

Christ, als ein Diener des einzig wahren Gottes, der vor aller Mythologie, als vor einem ungereimten, lächerlichen, gottlosen, abergläubischen Krame so viel Abscheu hat, wie vor dem bösen Feinde der Hölle; sondern — als Dichter. Er schreibt nicht eines seligen Todes und des Himmelreichs wegen, sondern nur, um poetisch seine Leser zu täuschen. Er verabscheuet also die Mythologie, nicht als ein ungöttliches Wesen, und als eine Geschichte weltlicher Lüste, sondern weil sie in seinem heiligen Poem seinem Zwecke, seiner Laufbahn der Gedanken fremd, und dem poetisch anschauenden Leser widrig seyn muß. Auf einem andern Schauplatze könnte eben derselbe Leser diese unchristlichen, gottlosen Geschöpfe der Lügen ganz behaglich sehen, und vielleicht eben der Dichter, wenn er ein Wieland ist, mit Feuer bearbeiten; aber auf diesen gehören sie nicht, „der poetischen Wahrscheinlichkeit „halben." Denn wenn die Maschinen der heidnischen Religion bis zur Täuschung geglaubt werden sollen: wie denn aus eben der Maschine christliche Wesen? Sie wirken dem anschauenden Auge gegen einander, sie heben an Wahrscheinlichkeit einander auf.

2. Auch wenn der Dichter allein spricht: so spreche er in Einem Gedichte von beiden nicht ganz auf Eine Art; als wenn er an beide gleich glaubte, und sie beide mit einerlei Wahrheit behandelte. Eine Anrufung an den heil. Geist und an die Kalliope zugleich ist ungereimt; nicht, wieder, als Gottlosigkeit, als Sünde wider den heil. Geist, sondern der poetischen Täuschung halben.

Entweder sind beide dem Dichter alsdann Wesen von gleicher poetischer Existenz; dieß widerspricht sich — oder beide nur Redezierrath, nur poetische Figuren: dieß beleidigt den Leser noch mehr, denn er kommt dadurch zu sich zurück, um den Wortkünstler ohne inneres Wesen und Leben gewahr zu werden — oder Eins von beiden hat nur poetische Wahrheit; und warum steht alsdann das Andere da? Es hindert die Wirkung des Ersten. In diesem Stücke hat freilich niemand so gesündigt als Sannazar; ich wiederhole es aber nochmals — gesündigt, nicht wider den heil. Geist, sondern wider die poetische Wahrheit und Illusion.

3. Wo dieß nicht ist, wo die poetische Wahrheit und Wahrscheinlichkeit nicht darunter leidet, wo es der Congruität des Gedichts nicht entgegen ist, an mythologische Namen, an erdichtete Gegenden zu denken — immerhin! Die Mythologie ist einem guten Theile nach historisch, oder allegorisch; selbst das Fabelhafte in ihr mischet sich mit Geschichte und Allegorie; warum sollte sie als solche nicht auftreten? Wenn sie bekannt genug, anschauend, und eine Schöpferinn großer Begriffe zur Würde eben des christlichen Objekts ist: so kniet sie als ein Opfer vor dem Altare der Religion. Selbst Religion wollte sie hier nicht seyn, sie ward als Geschichte, als Allegorie, als alte Sage, oder als bekannte Dichtung gebraucht; und da oft mit einer Wirkung, die anderswoher nicht ersetzt werden konnte, vortrefflich! So Milton, so Young, so oft die Dichter der Offenbarung!

4. Aber viertens: wo in einem christlichen Ge-

dichte die Mythologie keinen poetischen Nutzen schaffet, da bleibe sie weg; denn jedes Müßige, jedes der poetischen Wirkung Widrige muß wegbleiben.

7.

War diese Materie aber so langer Untersuchung werth? Ich glaube; denn welchen bethlehemitischen Kindermord würde Klotzens Verbot in dem erhabensten unsrer geistlichen Dichter stiften! Und unsere geistlichen Dichter (eine Gattung Poesie, in welcher wir Deutsche nur den Britten nachstehen) sind die Ehre unsrer Nation.

Der heiligste unter allen, Klopstock, und das heiligste Gedicht desselben, der Messias! Aber von welcher Wirkung ist die heidnische, die mythologische Römerinn in demselben, *) Porcia! Wie, wenn sie zu beten anfängt:

— — Mit aufgehobnen ringenden Händen
Stand sie mit Augen, die starr zum dämmernden Himmel hinauf sahn,
Und so zweifelt' ihr Herz; O du der erste der Götter!
Der die Welt aus Nächten erschuf, und Menschen ein Herz gab!
Wie dein Name auch heißt, Gott! Jupiter! oder Jehovah!
Romulus oder Abrahams Gott! — — —
Ist er dir so festlich, der Anblick, die leidende Tugend,
Gott! von deinem Olympus zu sehn? Er ist es, den Menschen! u. s. w.

Sie fährt mit diesem hohen Gefühle zu beten

*) Der Messias, Gesang 6.

fort, und ich bin über das Herz der christlichen Leser des Messias gewiß, daß dasselbe nur selten eine so hohe Stufe der Bewunderung Jesu erreicht haben wird, als mit diesem heidnischen Gebete.

Porcia erzählt ihren Traum;*) die Erscheinung des Sokrates! — — Himmel! wo gehört Sokrates, der heidnische Sokrates, in einen Messias? Und doch weiß ich, daß dieser Traum, um mit Klopstock zu reden, sich, vor vielen Episoden des Messias, in die Seele des Lesers gießen, und immer aus den Lieblingsgedanken, die er am feurigsten denket, neue Gedanken entwickeln wird,

— — in seinem Herzen die feinsten
Zartesten Saiten gewisser zu treffen, und ganz ihn zu rühren.

Schon wenn Porcia anhebt: — —

Sokrates... zwar du kennest ihn nicht; aber ich schaure vor Freuden,
Wenn ich ihn nenne! Das edelste Leben, das jemals gelebt ward,
Krönt' er mit einem Tode, der selbst dieß Leben erhöhte!
Sokrates . . . immer hab' ich den Weisen bewundert! sein Bildniß
Unaufhörlich betrachtet, ihn sah ich im Traume. Da nennt' er
Seinen unsterblichen Namen: Ich, Sokrates u. s. w.

Wenn Klotz einzige Ursache gelten soll: „das „Heilige soll nicht mit dem Unheiligen vermischt

*) Gesang 7.

„werden!" so mußten diese Episoden aus Messias weg, und mir sind sie unter den theuersten.

Klopstocks Salomo! Ein biblisches Sujet, und alle Leser haben mit mir den Kontrast der heidnischen Scenen für das Rührendste im ganzen Trauerspiele gehalten. Wenn Salomo rühren soll: wie anders, als durch seine heidnischen Zweifel. Wie, wenn der Trostlose klaget:

Hülfe! Selber meine Freunde
Vermögen's nicht. —
Ein Rauch, dem Feind ein süßer Opferdampf,
Mag dieses Haus verfliegen! meine Kinder
Zerschmettert werden — —
— — ich will es leichter tragen,
Als was mir unter deiner Flügel Schatten,
O Friede! dieß mein Herz verzehrt — das Leben
Zum Tode macht! und kaum des Müden Zuflucht
Den Tod noch bleiben läßt! Sie ist dahin
Die Herrlichkeit, die mir gegeben ward!
Dahin ist meine Weisheit, sammt der Ruh,
Die sie mir gab! — Wenn du es bist, o Moloch!
Vor allen Geistern Moloch du!
Der mir dieß alles nahm; womit erzürnt' ich dich?
Und hab' ich dich erzürnt, so laß doch endlich
Durch's Blut so vieler Knaben dich versöhnen!

Und bald kommen Sängerinnen Molochs! und Priester Molochs! und Opfer Molochs! ja selbst wagt es Klopstock, zween Götzen redend einzuführen. Ich mag über die letzte Scene nicht urtheilen; aber die rührendsten Auftritte bleiben in Salomo immer die heidnischen. Wie rührt z. E. die un=

menschliche abgöttische Wuth im Opfergesange Molochs!

Ich mag die Bodmer'schen Epopöen nicht durchgehen. Wären in ihnen die mythologischen Dichtungen nur oft etwas wahrscheinlicher für die Zeit und für den Ort ihres Schauplatzes; am Heiligen und Unheiligen, an Wahrheit und Erdichtung, an Jüdisch und Heidnisch liegt, wenn ich nichts anders dagegen hätte, nichts.

Ich fühle es, ein so unbestimmt gesagter Einfall ist zu strohern, als daß ich so viel Miene mache, ihn weg zu heben; Dichter, die gewiß keines überspannten Enthusiasmus beschuldigt werden können, widerlegen ihn. Machtvoll ist z. E. in der Ramler'schen Rhapsodie von einem Gebete — machtvoll in ihrer Verbindung für den, der den persischen Nachdruck kennet, die kühne Anrede:

— Und Oromazes und Gott!

ohne doch eine hübsche Wortphrasis seyn zu sollen. Stark ist in Kleists christlichem Gedichte von der Unzufriedenheit der mythologische Vorwurf:

Denkst du, wie Riesen der Fabel,
Auf Felsen Felsen zu häufen, und, durch den Unsinn bewaffnet,
Den Sitz der Gottheit zu stürmen!

Und endlich in den vortrefflichen Grenadiersliedern; von welcher Wirkung ist die harte Vermischung des Christenthums und der Mythologie in dem Munde eines harten Soldaten. Sein Gott

ist ihm jederzeit, und in jedem Gesang alles; vor und nach der Schlacht; im Treffen und im Siege.

— — — wäre ihrer noch so viel,
So schlag ich sie mit Gott!
— — was kann wider unsern Gott
Theresia und Brühl — —

Mit rechtem Christenmuthe streitet er; und mit rechter Christendemuth, Gott dankend, preiset er Gott nach dem Siege. Wie aber? hat der Grenadier darum am gehörigen Orte auch nicht seinen Mars und Apoll? Kann er nicht darum auch von seinem Friedrich sagen:

Frei, wie ein Gott, von Furcht und Graus
Steht er — — du hoher Paschkopoll
Sahst ihn, im Heldenangesicht
Den Mars und den Apoll.

Und sollte deßwegen mein Grenadier kein ächter, guter Christenmann bleiben?

Der, wenn er stirbt, bekommt zum Lohn
Im Himmel hohen Sitz! —

Und deßhalb sollten seine Lieder nicht immer der Würde werth seyn, die ihnen Abbt anwünscht, vor der Schlacht gesungen zu seyn? Entweder muß überall die Mythologie hier nicht mehr Mythologie, eine liebe Wörterblume seyn, oder weg damit!

Indessen will Kloß uns auch in geistlichen Gedichten nicht ganz leer vom Nutzen der Mythologie ausgehen lassen, und schlägt vor: *) „Beschreibungen

*) Homer. Epist. p. 86.

„gen der göttlichen Weisheit und Macht, hohe Bil„der der göttlichen Majestät, oft so vortrefflich, „so erhaben, daß man sich kaum vorstellen kann, „wie sie in den Geist ungläubiger Sterblichen ha„ben kommen können, und durch deren geschickte „Nachahmung der Poet seinem Gedichte die größeste „Würde geben könnte." Der Vorschlag ist fromm, aber auch wenig mehr. Wenn Kloß nicht glaubt, daß Gott selbst in die Seele des christlichen Poeten Bilder einschiebe, so kann er's nicht fremd finden, daß große Geister unter den Heiden auch große Dinge haben denken können, sie auch von ihren Göttern denken müssen. Ich mag keine Vergleichungen, insonderheit in Sachen, die gewisse Leser so gern umzukehren pflegen; allein wer wandelte unter edlern Bildern: der alte, oder der heutige Grieche? Jener zwischen seinen Göttern; dieser zwischen seinen gemahlten Heiligen, der Papist zwischen seinen gehauenen Märtyrern. Und bei wem war (ich rede bloß von poetischen Bildern) ein solcher Anblick gelegener, um große Gedanken zu wecken?

Zudem: Beschreibungen der Weisheit, Macht, Majestät, sind eigentlich keine Mythologie mehr; es sind dichterische Bilder über mythologische Gegenstände; mit ihnen hat also Kloß keinen Gebrauch der eigentlichen Götterlehre vorgeschlagen.

Ich gebe es gern zu, daß an Abbildungen der Schönheit, der Milde, und einer gewissen menschlichen Würde der Gottheit, man von Griechen und Römern lernen könne, insonderheit, was die schöne Kürze, das unübertrieben Prächtige, das Angemessene im Ausdrucke solcher Beschreibun-

gen betrifft. Aber Weisheit, Macht, Majestät, alles Hohe, und gleichsam Unbegreifliche in der Gottheit — darin sind die Dichter des Morgenlandes, und die ersten derselben, die Dichter des alten Bundes, eine weit reichere, unerschöpfliche Quelle. In solchen Bildern sind ein Silius Italicus, Ovid, Virgil und Claudian gegen einen Hiob, Moses, Jesaias und auch David, wie ein Tropfen gegen einen Ocean, und Schande ist's, an einem Tropfen zu lecken, wenn ein Abgrund von Größe, Hoheit, Majestät vor uns ist.

Ich gebe es zu, daß diese morgenländischen Bilder auch oft ein morgenländisches Auge fordern: daß sie oft in einer Hülle des Orients erscheinen, die uns dieselben fremd, oder in einem Glanze, der uns dieselben betäubend macht. Ein geistlicher Dichter aber, und der Kritikus dieses Dichters, sollte dem die Hülle unüberwindlich seyn? Sollte er nicht, den Spuren eines großen Michaelis folgend, sich solche Bilder gleichsam in die Sprache und Denkart seines Occidents übersetzen, und sie alsdann mit orientalischer Wärme fühlen? Die Proben, die dieser verdienstvolle Mann gegeben, liegen in ihrer Entwickelung da, und wie verstäuben gegen sie die Schlacken eines Claudians! Bloß das Leichte, das unserer Denkart Nähere, die für uns faßlichere Evidenz dieser römischen Bilder ist's, die uns dieselben empfiehlt. Wären die orientalischen nach unserm Augenmaße, so wäre der Vorschlag unleidlich. Kann man sie nicht aber nach seinem Augenmaße stellen? nicht seinen Blick zu ihnen erheben? gewöhnen? und

kannst du das nicht, so siehe die Sonne in diesem ihrem strahlenden Wasserbilde! Siehe den Abglanz orientalischer Hoheit in einem Klopstock; von Erde bist du, wenn du an einen Silius Italicus hierin, als Vorbild, zurück eilest.

8.

„Auch Künstler sollen Gott und Christus würdig bilden!" *) Wie todt ist, was Kloß hierüber sagt, gegen das, was andere gesagt haben. Hier ist Klopstock, da er Winckelmann beurtheilet, und wem ist es nicht ein sehenswerther Anblick, zween solche Männer, zwei Enden des menschlichen Geistes, zwei Extreme deutscher Originale, von denen der eine unter, der andere über Deutschland seinen Ort fand — ich sage, ist's nicht ein merkwürdiger Anblick, solche zween Markgrafen deutscher Hoheit von ihren Grenzsteinen zusammen treten zu sehen, zusammen sprechen zu hören. Das Stück ihres Gesprächs im nordischen Aufseher **) ist mir eine Art von Phänomenon! „Der einzige Weg für uns, „unnachahmlich zu werden," sagt Winckelmann, „ist „die Nachahmung der Alten." „Ich würde," versetzt Klopstock, „diese Einschränkung hinzusetzen: in den „Arten der Schönheiten, die sie erschöpft haben. „Denn welches Genie würde nicht erschrecken müssen, „wenn es sich nicht erlauben dürfte, an der Allgemeinheit jenes Satzes zu zweifeln? Haben z. E. „die Griechen die Vorstellungen ausdrücken können,

*) Epist. Homer. p. 97. 98.
**) Nord. Aufseh. 3. B. St. 150.

„die wir uns von Engeln machen müssen? Aber „wie vortrefflich haben sie oft nicht die Götter vor= „gestellt! Sollten wir nicht die Engel so machen? „Gewiß nicht völlig so! Wir sollten jene Vorstellun= „gen der Götter übertreffen. Bisher zwar sind „wir von diesem Uebertreffen sehr weit entfernt ge= „wesen, wir mahlen Kinderchen, Frauenzimmer, „und, wenn wir uns recht hoch schwingen, schöne „Jünglinge; geben diesen Figuren Flügel, und „bilden uns ein, Engel vorgestellt zu haben. So= „gar Raphaels Michael ist ein Jüngling; und er „sollte doch wenigstens ein Jupiter seyn, der eben „gedonnert hat. Wenn nun Raphael vollends einen „Todesengel hätte machen sollen; z. E. einen, „durch dessen bloßen Anblick der erstgeborne Sohn „Pharao's niedersinkt? Michael Angelo also, wird „man sagen. Nein, der auch nicht: denn er über= „trieb zu oft. Der Contour des wahren Großen „ist sehr fein! Wenn die Hand nur ein wenig „ruckt, so kann es übertrieben werden. Wer al= „so? Vielleicht ein noch ungeborner Künstler, dem „es aufbehalten ist, die heilige Geschichte würdig „vorzustellen, nämlich die meisten schon oft wieder= „holten, neu, und dann viele sehr erhabene, die „noch niemals gemacht worden sind. Wie würde „ich mich freuen, wenn er schon lebte, und dieß läse! „Er ist es, der noch viel was anders sagen würde, „als die Griechen haben sagen können. Gott vorzu= „stellen, würde er sich niemals unterfangen; nie= „mals! aber den Versöhner der Menschen einiger= „maßen würdig abzubilden, würde er alle Kräfte „seines Genie's anstrengen, und sich den großen

„Empfindungen, welche die Religion gibt, ganz „überlassen."

Ich lasse über diese Klopstock'schen Gedanken gerne einem jeden seine Gedanken; aber, wenn ich sie, und die beiden Aufsätze desselben Verfassers über die poetische Komposition einiger biblischen Gemählde, *) und einige stille Winke Winckelmanns in den Schriften desselben, und verschiedene offenbarere Anmerkungen Webbs über die Gemählde der Religion, zusammen setze: so dünkt mich dieß Klotzische Gewäsche darüber

— — Staub, den der Wind zerstreut.

Klotz findet unter allen, die über den Glanz um das Haupt der Heiligen geschrieben, keinen, der die Mahler darüber getadelt hätte: er thut's, und siehet nicht, was ein solcher Bogen zur Majestät Gottes thun sollte. Als Kreisbogen freilich nichts, aber wenn sich nur seitwärts einige rückbleibende Strahlen verlieren, so sehe ich nicht, wie diese hinderlich wären. Bei Gestalten der Heiligen sind sie eine einmal angenommene Symbole, und der Gestalt Gottes (wenn Gott anders menschlich gestaltet werden soll), ein Zeichen der Majestät, so fern die biblischen Dichter auch hierin große Gemählde vom Glanze des Herrn geben. Diesen kann der Dichter innerhalb der Grenzen seiner Kunst so bescheiden folgen, als die Griechen den poetischen Symbolen ihrer Religion folgten.

Ferner hat Klotz den Einfall **), auch Flügel

*) St. 172. 174. 186. Nord. Aufseh. 3. Th.
**) Epist. Homer. p. 108, 109.

könnten aus den göttlichen Bildungen der Alten beibehalten werden. Ich will glauben, er meine nur etwa Engel, oder den geflügelten Blitz in der Hand Gottes: denn der Gottheit selbst Flügel zu geben, halte ich (er führe noch ein so langes Register von Göttern an, die bekannter Weise geflügelt gebildet wurden) für ganz unwürdig. Kaum würdig der Engel, nach den edeln Begriffen unserer Religion; wenn nicht als unterscheidende Symbole, wenn nicht etwa im Fluge, um denselben dem Auge wahrscheinlich zu machen. Selbst die Griechen, nachdem sie die Allegorie nach und nach abgestreift hatten, in ihren schönsten und edelsten Bildungen, warfen dem Jupiter die Flügel ab, damit er nicht, wie ein Ikaromenippus des Lucian, erscheine, und gaben sie seinem Adler. In der That, den Allerhöchsten mit einem paar Gänseflügeln vor mir zu sehen, ist unleidlicher, als ihn graubärtig, und als Greis zu erblicken. Dieß gibt noch eine leidliche Allegorie von ihm, dem ewigen Vater; aber was soll jenes zu der Idee des Allgegenwärtigen? —

„Die Griechen bildeten Jupiter auf einem Don„nerwagen." Nun hat es Michaelis längst gezeigt, daß die Cherubim, die Donnerpferde der Juden, wahrscheinlich Geschöpfe der ägyptischen Einbildungskraft sind: und daß die Griechen ihre Donnerpferde Jupiters ebenfalls daher ursprünglich entlehnet, könnte auch gezeigt werden. Hier fließen also aus Einer Quelle zween Flüsse, und die Poeten beiderlei Religionen scheinen nicht anders verschieden zu seyn, als daß sie sich Eine Vorstellung, jeder nach r Art seiner Nation, gedacht haben. Warum

sollte also der christliche Künstler nicht diese Bildung der verschwisterten griechischen Vorstellungsart ablernen? Warum sollte er nicht auch den wahren Gott wie einen donnernden Jupiter bilden, der seinen Donnerwagen und Donnerpferde mit dem Schalle des Schreckens durch den weiten Himmel jaget?

Kloß hat für gut befunden, diese Vorstellungsart anzupreisen *); und ich fände es beinahe gut, davor zu warnen. Der Begriff der Gottheit, der jetzt, als Hauptcharakter, den Gemüthern der Menschen beiwohnet, ist erhabner und gereinigter, als daß er ein solches Bild ertrüge. In den sinnlichen Zeiten der jüdischen Dichter war „furchtbare Macht" gleichsam der Hauptanblick, mit dem man sich den Herrn dachte; man schrieb, nach einem Idol der Erziehung und nach einem herrschenden Zeitbegriffe, dem Wagen Gottes die gewaltigen Donner zu, die über das jüdische Land hinzogen, und dahinaus, auf diesen sinnlichen Begriff, gehen auch die höchsten Bilder der Propheten. Irre ich nicht, so ist die gemeine Vorstellungsart unserer christlichen Zeiten darin sanfter. Das erste Bild, das wir uns von unserm Gotte machen, ist vielmehr das Bild von dem vollkommensten, weisesten, gütigsten Wesen, dem Vater und unsichtbaren Erhalter der Welt; als von einem zornigen Donnerer, von einem allmächtigen Weltverwüster. Soll also ja der

*) Epist. Homer. p. 115—122. Ostendi uno eoque satis illustri exemplo, quomodo imitari possint nostri artifices veterum monimenta —

Höchste gebildet werden, so zeige man ihn in dieser für uns der würdigsten Stellung, oder gar nicht. Die Propheten des alten Bundes schufen Bilder für ihre Zeit, und auch in dieser nicht für den *bildenden Künstler*: nicht für den Anblick des Schönen; sondern für poetische Seelen, und in diesen nichts, als der Religionsbegriffe halben. Der Künstler unserer Zeit thäte also Unrecht, wenn er sich solchenfalls damit, als mit biblischen Vorstellungen, rechtfertigen wollte; denn der Kunst hat die Bibel wohl keine Bildergalerie liefern *wollen*.

Es bleibt also nur das Vorbild der alten Kunst übrig, die ihren Jupiter donnerfahrend bildete — aber ich antworte, das war auch ihr Jupiter, und nicht unser Gott! Jener seinem Charakter nach der Donnerer, der

> Ἐλατὴρ ὑπέρτατος βροντᾶς
> ἀκαμαντόποδος
> Ζεὺς — —

wie ihn Pindar nennt, erhabner, als die spätern Dichter, die Klotz anführt. Jupiter hatte einmal nach altem, gutem Herkommen die Funktion, der *υψιβρεμετης, καταιβατης*, fulminans zu seyn, und wie man ihn mehr nennen will; als solcher konnte er Pferde jagen und Rosse lenken: das war jovialisch. Ein solcher aber ist nicht unser Gott, dem Hauptcharakter nach, und eine solche Kunstvorstellung nicht göttlich. Die Kunst arbeitet für Einen ewigen Anblick; welch ein Anblick aber, Gott vor meinen Augen verewigt zu sehen, als — einen zornigen Fuhrmann!

Dazu muß man aus Homer, Pindar und allen Griechen wissen, daß in denen Zeiten, da sich Mythologie erzeugte, und die Kunst galt, ein Pferd, wie noch bei den Arabern und Aegyptern, ein sehr würdiges Geschöpf, und Pferdeverrichtungen sehr edle Handthierungen waren — bei uns nicht mehr. Was sagt mir also dieß Bild Gottes? Nichts, oder etwas Unwürdiges — Der Künstler brauche es also nicht.

Ueberhaupt weiß ich noch keinen Weg, um zwischen den höchsten Forderungen der Religion und der Kunst mit einer Bildung Gottes, insonderheit für sich selbst, mit Genugthuung meiner selbst, durchzukommen. Die Religion zeigt mir den Vollkommensten, den Allgenugsamen, den Geist: die Kunst bildet Körper, Geister geben keine Figur, das Vollkommenste hat kein Bild. Klotz wende nicht ein*): „Gott schreibe sich ja selbst Hände, Hals, Füße, Nase zu." Bekannt, aber jedes von diesen theilweise, nichts mit dem andern zusammenhangend, daß es ein Ganzes bilden sollte, jedes Glied als ein sinnliches Bild Einer seiner Eigenschaften. Die ganze Anthropomorphie Gottes im alten Bunde ist also nicht bildend, sondern andeutend, symbolisch: und im weiten Verstande der Alten also, Allegorie. Dazu ist diese Allegorie nur poetisch: das sichtbare Bild wird von dem geistigen Glanze, den es bedeuten soll, verschlungen; es verschwindet mit dem

*) Epist. Homer. p. 98. Ipse Deus sibi manus tribuit, dorsum, nasum, pedes etc.

Worte, und die Idee, die zurück bleibt, ist eine Eigenschaft der Gottheit.

Wann kann nun der Künstler die Beschreibung der Bibel für eine Erlaubniß halten, Gott nachzubilden? Wann er seine Bildung der Gottheit in jedem Gliede derselben auch so andeutend, so allegorisch machen kann, daß das Zeichen verschwindet, und nichts als der bezeichnete Begriff zurückbleibt — in keinem andern Falle sehe ich Erlaubniß. Kann ich Gott so zeichnen, daß mir bei seiner Hand der Allmächtige einfällt, der Welten wägt, und Erden anrühret, daß sie vergehen; außer dieser Bedeutung der Allmacht aber das Zeichen, die Hand selbst, nichts sey: kann ich Gottes Ohr und Auge bloß als Sinnbilder seiner Allwissenheit darstellen, daß sie weiter keinen Eindruck lassen: Gottes Fuß nicht an sich, sondern als den, dessen Schemel der Erdball ist, nicht als den Theil eines menschlichen Körpers — kann ich so den Geist mahlen und bilden, daß der Körper nichts, als Sinnbild des Geistes, und zwar des vollkommensten Geistes, ist: so kann ich ein Bildniß des Höchsten machen aus Autorität der Schrift.

Da dieß nicht ist, so lasse ich ihr Beispiel weg, und vergleiche bloß Forderung der Religion und Bedürfniß der Kunst — und siehe! fast überall Gegensatz. Gott der Unmeßliche — das Wesen der Kunst im Großen und Schönen sind Schranken. Gott der Ewige, und siehe einen erzeugten Körper. Gott der Allmächtige, der da will und es geschieht; die Kunst kann keine Macht ausdrücken ohne Ankündigung einer Bewegung. Gott der Wirksame; die

Kunst kennt keine Wirksamkeit ohne Bewegung. Gott der Unwandelbare, und siehe, jeder Ausdruck der Kunst wandelbar und wegeilend! Wer kann ihn fassen? wer kann ihn bilden?

Der einzige würdige Ausdruck für ihn wäre die seligste, allgenugsame Ruhe; allein auch da erscheint er nur als der seligste, allgenugsame Mensch: und weil die menschliche Ruhe nur bei einer Feier von transitiven Handlungen möglich ist, so ist auch alsdann bei der gebildeten Gottheit der Begriff von Unwirksamkeit beinahe unvermeidlich; der Begriff von Allmacht, Allwissenheit, Allweisheit, Einwirkung wird in seinen Ausdruck der Ruhe verschlungen, das Bild ist kein Gott mehr. Raphaels schaffender Gott steht mit gesenktem Auge, mit zeigendem Finger:

Kann der bewundern, Er, der die Sterne gemacht hat!

Raphaels ewiger Vater steht wie ein grauer Greis: ist das der Gott, der da bleibet, wie er ist? Gott sehe z. E. auf die Erde herab: ist das der Allwissende, was siehet er ewig auf die Kugel herunter? Siehet er auch, was neben ihm ist? Gott wäge die Erde: sie hat ein Maß gegen Gott, und muß dazu ein proportionirtes Maß haben: was hat das Bild für einen Ball in der Hand, um damit zu spielen? — Nun setze man noch gar unwürdigere Vorstellungen: einen Einherfahrenden mit einem Brande in einer Hand auf einem Wagen — Blasphemien! „Wie wollet ihr mich bilden? und wem „wollet ihr mich vergleichen?" spricht Jehovah.

„Christus als einen Apollo im Belve-

dere*)" eben als wenn Christus einen Python im Zorne getödtet — doch hierüber mag ein Klopstock in der vorangezognen Stelle, und ein Mann von der entgegengesetztesten Denkart, Webb, sprechen. Der vatikanische Apollo wenigstens scheint nicht dem Charakter des Erlösers, dem Hauptanblicke nach und in der Bestimmung seines Lebens, zu entsprechen, sonst — — Doch ich werde theologisch, da ich doch in der Schule eines poetischen und Kunstkritikus bin.

„Gott auf einem Donnerwagen fahrend! Von „christlichen Poeten erinnere ich mich keinen, der „dieses Bild brauche, als Milton" **) — Keinen von christlichen Dichtern? Ich erinnere mich bei allen christlichen Dichtern keines häufigern, gemeinern, bekanntern Bildes. Denn ist Gleim, der Kriegssänger, kein Christ?

Wer hat dich, Pandur,
In Angst gesetzt, in Flucht gebracht,
Gott, der auf Wolken fuhr.

Ist Kleist kein Christ? —

Groß ist der Herr! Die Himmel ohne Zahl
Sind seine Wohnungen,
Sein Wagen sind die donnernden Gewölk',
Und Blitze sein Gespann;

und wie der prächtige Ton weiter das Bild mahlet.

Cramer kein Christ? —

Wenn nun dein Wagen, Gott der Götter,
Messias, donnert, und im Wetter
Dahin fährt — —

---

*) p. 111. 112. **) p. 120.

Ramler bei der Krippe Jesu kein Christ? —

Jehovah fähret durch den Himmel
Und sieht sein seliges Geschlecht
Wir sehen Majestät! — —

Und so glaube ich, denn ich habe aus dem Gedächtnisse geschrieben, so Wieland, Bodmer und jeder christliche Poet; ich kenne kein bekannteres Bild des donnernden Gottes. Nur Klopstock, wenn ich mich recht erinnere, braucht dieß Bild nicht: sein Gott steigt herunter, den Messias zu richten: er rollt nicht auf einem Donnerwagen, er ist selbst zu erhaben, um zu donnern. Sein Seraph Eloa schon kann tausend Donner fassen, und auch der steht nur auf einer Wolke. Ohne Zweifel schien Klopstocken das Bild zu niedrig selbst in der Poesie, für den —

Der Welten geheim und still dem Untergang zuwinkt —

9.

Die Frage wird weltlicher.*) Können Dichter, die nicht über Sachen der Religion dichten, die Mythologie brauchen? Wer kann einen Mann ertragen, der die Mythologie nicht anders kennet, als daß es „Griechen und Römern so beliebt**), Neptun einen Gott des Meeres zu „nennen, als daß es den Wiederherstellern der „Wissenschaft so beliebt***), auch die Mythologie „der Alten (ohne weitere Gründe) beizubehalten:" als daß sie „auf dem Irrthum und dem Aber-

*) Epist. Homer. p. 124—135.
) p. 124. *) p. 125.

„glauben*) der Alten beruhe:“ als daß sie „nichts als ein Namenregister**), Schälle ohne „Gedanken enthalte,“ als daß sie***) „ein blo„ßer Flitterstaat mittelmäßiger Köpfe sey, um ihre „Gedichte mit hundertmal gebrauchten Gleichnissen „aufzustutzen:“ wer die Mythologie in Gedichten bloß als so etwas kennet, wie ist der eines Bessern zu belehren? Man müßte von Anfange anfangen, daß von Homer bis zu Virgil noch etwas anders in dem Gebrauch ihrer Mythologie liege, als böse Irrthümer und unchristlicher Aberglauben — nämlich sehr poetische Ideen. Und so hätte man erst eine Voraussetzung!

Darauf wäre zu zeigen, daß von den Wiederherstellern der Wissenschaften die Mythologie noch etwa anderswoher habe können beibehalten werden, nicht als ein beliebiges Gutachten. Vielleicht nämlich der Sprache, der Kunst, der Poesie, und alter Einkleidungen der Platonischen Weisheit wegen. Ob sie sie übel nachgeahmet: davon ist die Rede nicht, sondern ob sie sie nachahmen dürfen? Und wer weiß es da nicht, daß wir nothwendig mit der bösen irrigen Mythologie zugleich alles hätten verlieren müssen: Sprache, Poesie, Wissenschaft, Kunst der Alten — eine schwere Verbannung! Wir wollen den irrigen, abergläubischen Ketzer dulden; denn mit ihm hätten wir, wie die Christen zu Julians des Abtrünnigen Zeiten, zu viel verloren! Das wäre die zweite Voraussetzung.

Hieraus würde auch die erstaunensvolle Frage

*) p. 125. **) 126. ***) p. 127.

beantwortet: warum dieß böse Ding, das doch bloß auf dem Irrthum und Aberglauben der Alten beruhet, habe beibehalten werden können? Eine Blindheit, die Jahrhunderte durch gedauert! Es wäre also unmaßgeblich zu zeigen: „daß die Mythologie „in ihrem Gebrauche wohl etwas mehr als Schall „ohne Sinn, Worte ohne Bedeutung, unnützer „Flitterstaat, Gottlosigkeit und Aberglauben gewe„sen sey und seyn könne." Wie tief muß eine solche Deduktion anfangen! Und was hat unser christliches Taufwasser mit dem ganz andern Werke zu thun, in einer sehr bekannten, sehr ideen= und bilderreichen Sprache poetische Zwecke zu erreichen?

Wie aber, wenn Kloß*) uns einen ganz neuen Ersatz der Mythologie gäbe? — Ehe wir sein neues Geschenk preisen, so lasset uns erst sehen, ob es der Annahme werth sey, und dann erst, ob es als Aequivalent gelten könne? „Was einige befürch„ten, daß, wenn sie die alte Mythologie verlören, „ihre Verse kalt und matt werden dürften — die „Furcht ist vergebens. Liefert uns doch unsere heu„tige Welt solch eine Menge neuer Gedanken und „Bilder, daß es einem glücklichen Kopfe nie an Zier„rath seiner Gedichte fehlen kann. Bedenke, wie „manches in der Naturlehre durch die Bemühung „der Menschen jetzt entwickelt ist, was vormals ent„weder unbekannt, oder sehr dunkel seyn mußte. „Bemerke ferner, daß der Kreis der Erde in neue„ren Zeiten gleichsam erweitert sey, durch Entde„ckung der Länder, die vormals unbekannt waren,

---

*) Epist, Homer, p. 126,

„und erwäge, welch eine Menge Zierrathen dem „Poeten daraus erwachse, weit besser, als die Namen einer Juno, Pluto, Cerberus, Rhadamanthus und Charon." Rathgeben, sagt Plato, ist doch eine göttliche Sache; und gegebene Rathschläge prüfen, dächte ich, noch eine göttlichere.

Ich setze voraus, daß hier die Frage nichts weniger als Wortzierrath, dichterischen Schmuck betreffe; denn jeder Zierrath, der nicht aus der Sache selbst entspringet, der erst gesucht werden muß, ist Fehler; wir suchen also eine innere Bereicherung der Poesie in ihrem Wesen statt der Mythologie.

„Entdeckungen der Naturlehre!" Allerdings! wenn sie so bekannt, so fähig der poetischen Sprache, so reich an Bildern, so anschaulich sind — als die Mythologie; allerdings! So verschwinde jene, wie Schatten gegen die Sonne, wie Fabel gegen die Wahrheit: und die Schöpfung eines Newtons, Nieuwetyts, Swammerdams, Buffons, Reaumurs, Tourneforts und Hallers trete an die Stelle des Fabelkrams eines Apollodors oder Natalis Comes. Aber zu welcher eigentlichen Funktion soll sie dahin treten? Einzelner Gleichnisse, Bilder halber? Mit Vergnügen erinnere ich mich zwar der seligen Augenblicke, die mir die tiefen Naturgleichnisse eines Hallers, die unerwarteten Arzneigleichnisse eines Witthofs, der fast ganz aus dieser Welt von Wissenschaften gedichtet, die fast immer ökonomischen Bilder eines Dyers gebracht haben; aber mit Mißvergnügen auch der unseligen Augenblicke, die mir

mir die gelehrt seyn sollenden Gleichnisse eines Curtius u. a. erweckt. Bloß als Gleichnisse betrachtet, sind die Offenbarungen der neuern Naturkunde lange nicht so des Lichts der Anschauung fähig, sind oft so schwer poetisch und ohne Kunstsprache auszudrücken: so oft über die Sphäre des common sense unserer Zeit, für welchen doch Gedichte geschrieben werden müssen, erhoben, so oft für diesen ohne Commentar dunkel; und wer will über ein Gleichniß denn einen Commentar lesen? — endlich weit seltner an die eigentlichen Gegenstände der poetischen Welt gränzend, um ein Drittes der Vergleichung zu haben, das beide nahe zusammenbringe — und das waren sie bloß als Gleichnisse. Gleichnisse aber sind höchstens in Lehrgedichten das Wesen der Poesie; Gleichnisse aber sind gewiß nicht der wichtigste Gebrauch der Mythologie; Gleichnisse also machen hier keinen Gegensatz, nicht die Mythologie unnöthig, nicht die Naturlehre zur Mythologie.

Fabel, Dichtung, Handlungen, die bis zur Täuschung eindringen, sind das Wesen der Dichtkunst, und wie weit weniger kann hier die Naturlehre zutragen? Kann sie der Epopöe und Heldenoper Maschinen schaffen, die mit der Individualität, mit der hohen und schönen Natur, mit der charakteristischen Bestandheit, mit der bekannten Anschaulichkeit, mit der Täuschungsgabe handeln können, als in Homer die Götter der Mythologie handeln — wohlan! so treten Gnomen und Sylphen, und Nymphen und Salamanders, die ganze Schöpfung des Theophrastus Paracelsus und Cornelius Agrippa, di

personificirte ganze Naturkunde in die Stelle mythologischer Wesen. Kann sie dem Drama, der Pindarischen und Horazischen Ode, der Fabel, der Erzählung, der Idylle so viele, so schöne und so reiche Dichtung schaffen, als die Mythologie der alten Dichter dieser Gattungen schuf, so trete sie auf. Hier lasse ich meine Leser mit aller Gemächlichkeit alle Dichter des Alterthums in allen Arten der Dichtkunst, und in jeder ihrer glücklichen Fiktionen aus dem Vorrathe der Mythologie — nachzählen: alle neuern Dichter, die aus dieser Quelle, es sey auf was Art es wolle, glücklich geschöpft, bis auf unsern lieben warmen Wieland zu — alsdann überschlage er, ob ihm das alles Naturkunde ersetzen könne, und thue den Ausspruch. Meines Wissens gibt diese einzelne Begriffe, Kenntnisse, Wissenschaft; die Poesie will Geschichte, handlungsvolle Begebenheiten, täuschende Fabeln — welche beide Ende!

Ich sage nicht, daß nicht aus der Naturkunde unsere Dichtkunst noch sehr mit Wahrheiten und Bildern bereichert werden könne, daß aus diesen Wahrheiten und Bildern von einem poetischen Kopfe nicht so glückliche Fiktionen geschaffen werden müßten, als ein Fontenelle über die Wirbel des Des-Cartes witzige Einfälle dichten konnte — aber daß diese mögliche Ausbeute dem unzählbaren Reichthume mythologischer Dichtungen und Geschichten und Fabeln je gleichkommen, daß sie denselben völlig überflüssig machen könnte, das läugne ich völlig! Aus der Mythologie eben lerne man die Naturkunde

dichterisch zu bilden, nicht aber aus der Naturkunde die Mythologie zu verbannen.

Zweitens: „neuere Entdeckungen neuer Länder „und Welten!“ und was haben uns diese für die Dichtkunst entdecken lassen, das der Mythologie gleich gälte? Bäume und Pflanzen? So viel ein indianischer Plinius, ein Rumph, eine Merian u. a. die Welt des Kräuterkenners, und den Begriff der Schöpfung Gottes erweitern; so viel Vergnügen und Nutzen man in einem malabarischen Garten finde; so doch das Wenigste zum Gebrauche der wahren Dichtung. Die Namen der neuen Kräuter sind unpoetisch; ihre Gestalt und Unterschied nicht durchgängig bekannt, nur der Zeichner, nicht der Wortmahler, kann sie anschauend sinnlich machen. Zudem sind solche brockessche Mahlereien ja nicht Hauptzwecke der Dichtkunst, und was z. E. der Verfasser des Zuckerrohrs Poetisches in sein Poem gebracht, ist dem mindesten Theile nach aus der Pflanze selbst gepreßt; es ist Ausschweifung.

So Gegenden? Außerordentlich wilde Gegenden, Wüsten, Gebirge, Wasserfälle sind rührend, aber nur so fern sie bekannte Ideen wecken, die uns schon beiwohnen. Ich würde Niagarens Wasserfall in Creuz nicht so fühlen, wenn ich nicht schon rauschende Wasserfälle kennete, und hier bloß meine Begriffe steigern dürfte. Schlechthin neue Beschreibungen gewähren also diese Entdeckungen kaum; denn ob der alte Grieche und Römer die Wasserfälle des Nils, den Euripus, den Olympus, die Scylla und Charybdis mir über historische Wahrheit erhoben, ist nicht die Frage, nur ob er

sie mir täuschend gedichtet; und von ihm also lerne man auch die neuerlich bekannten Gegenden, Grainger seinen amerikanischen Platzregen, und andere ihre feurigen Luftmeteore dichten; (denn nach historischen Bildern suche ich in Reisebeschreibungen), und fänden da die meisten solcher Scenendichtungen in den Alten, nur nach Beschaffenheit ihres Landes, nicht schon Vorbilder? Wie feierlich ward aus dem Aetna die Werkstatt der Cyklopen, aus der Gegend bei Pozzuolo der Acheron, aus den thessalischen Gegenden die Berge der Musen, aus den Inseln des Möris die elyseischen Felder u. s. w. In Landgemählden mögen wir also neu seyn, im Geiste des poetischen Landmahlens, in Dichtungen darüber müssen wir von den Alten lernen. Dazu ist ihre Mythologie; ich sehe sie also nicht entbehrlich, ich sehe nicht einmal, recht genommen, einen Gegensatz.

„Vielleicht also neue Thier= und Menschengat„tungen?" Gut! aber in die Naturgeschichte gehören diese besser als in die Poesie; und wenn auch für diese, als Gegenstände, Bildergleichnisse — was trifft dieses die Mythologie zum Gegensatze? Eine Fabel, eine poetische Dichtungslehre ist ja kein Bildersaal griechischer Thiere, Menschen, Pflanzen, Gegenden — beide heben sich noch nicht auf; vielmehr kann die Mythologie Muster bleiben, in dieser neuern Thierwelt zu dichten.

Soll es Gegensatz werden, so muß die neuentdeckte Welt uns, statt der griechischen, eine Galerie solcher und besserer Fabeln, Geschichte, Dichtungen liefern. Die hottentottische Götterlehre, Kunstbegriffe, Historien, Gedankeneinkleidungen müssen

an die Stelle der griechischen treten. Der Pachakamai der Peruaner wird Zeus, der Chemiin der Karaiben wird der große Pan, und der Areskovi der Huronen der schöne Apollo. Statt der schönen Genien der Griechen wollen wir die Hondatkonsonas der Irogquoisen, und statt der edlen, poetischreichen und schönen Fabelverrichtungen der alten Homerischen Götter, ihrer Einwirkung in die Welt, und ihrer Thaten unter den Menschen wollen wir Fratzengeschichte der afrikanischen Neger — welch ein Tausch! Und Tausch soll doch seyn? Die neuentdeckte Welt soll uns doch das reichlich und überreichlich geben können, was uns die elende griechische Mythologie gibt? Und was gibt diese für die Poesie anders, als Dichtungen, Geschichte, Fabeln, in die poetische Komposition gelegt wird, uns zu täuschen, zu vergnügen.

Drittens endlich: „Allegorie *); Tugenden „und Laster, diese und andere Gemüthsaffekte — „wenn ihnen der Dichter Körper beileget, so wird „er theils auf allen Münzen und Edelsteinen, theils „in Gedichten welche finden, die er bequem gebrau„chen kann;" und nun geht's in ein Register.

„Bequem gebrauchen kann?" Klotz beliebe zu sagen, in welcher Gedichtsart. In Epopöen? Nie können da Mesdames „Pudicitia, Fertili„tas, Fides, Securitas, Copia, Justi„tia, Veritas, Voluptas, Ira, Discor„dia, Impudentia, Invidia u. s. w." das ausrichten, was Homers Götter und Göttinnen wir-

*) Epist. Homer. p. 127, 128. etc.

ken. Es sind Larven allgemeiner Begriffe, denen persönliche Bestandheit, individuelle Bezeichnung, historischer Chrarakter fehlt, bei denen man jeden Tritt aus dem Namen voraus sieht, die aus einem Worte, wie jene Prophetinnen aus hohlem Bauche, sprechen, Wortgespenster. Sie geben kein persönliches Interesse, keine individuelle Handlung, keine einzelne Charakterprobe: sie rühren nicht, sie täuschen nicht: sie zerspringen wie Wasserblasen.

The earth has bubbles, as the water has,
And these are of them. Whither are they vanished?

Also in Idyllen, Fabeln, Erzählungen, überall, wo es auf vorgestellte Fiktion ankommt? Kaum! Und eine lange allegorische Dichtung, ein allegorischer Traum macht mir, wenn er nicht außerordentlich kurz ist, Kopfschmerzen. *) Wenn Allegorie Wahrheit einkleiden soll, damit sie mehr einnehme und stärkern Eindruck mache, so muß sie dieselbe nicht verdecken und den Augen wegstehlen. Das Frappante, das Außerordentliche im ersten Anblicke der Entwickelung gefällt, und läßt dauerhafte Spuren in der Seele; wird mir aber seitenlang die Mühe des Entwickelns zum ordentlichen Geschäfte gemacht, soll ich nicht die Frucht hinter den Blättern unvermuthet erhaschen, sondern zum Tagwerke Blätter klauben, eine ganze Fiktion hindurch die allegorischen Masken entkleiden, und bei jedem Zuge neu entkleiden; warum ließ mich, da es hier bloß auf Wahrheit und Mühe ankommt, der Dichter

---

*) Ich führe nur an den Rambler, eine Schrift voll Menschenkenntniß und voll schläfriger Allegorien.

die Wahrheit nicht nackt sehen? ohne Mühe der Entkleidung? ohne langes Gesuch?

Nichts bleibt übrig, als kleine Gedichte, oder Einfälle in Gedichten: Bilder, Gleichnisse! Epigramme, Lieder, Oden — „Bilder und Gleichnisse?" wohl! Und die alte Mythologie ist voll schöner Allegorien, Epigramme! Ein Epigramm ist ein Bonmot in der Dichtkunst, es gefalle durch seinen Stachel oder seine außerordentliche Simplicität. Aber Lieder? Oden? Selten können lange durchaus allegorische Lieder und Oden gefallen! Ich danke es Uzen, daß er mir seinen schönen Morpheus als einen Traumgott, nicht als ein allegorisches Gespenst der Träume, vorstellt. Ich danke es den Dichtern der Freude und des Amors, daß sie diesem Gott, dieser Göttinn nicht, als Gespenstern eines abstrakten Begriffes zu gut, allegorisiren, sondern lieber einem Gotte der Liebe, einer Göttinn der Freude zu Ehren singen. Jenes wird ein trockner Eichenkranz von symbolischen Prädikaten, dieß eine Reihe von Empfindungen, die einem solchen gedichteten Wesen überhaupt geziemen — ein merklicher Unterschied!

Wenn Hagedorn der Freude singet, bleibet er freilich nicht mit jedem Zuge der Allegorie treu, und wollte es auch nicht bleiben. Seine Freude ist ihm eine Göttinn, der das Vergnügen gefällt, nicht ein allegorisches Gerippe derselben. Er kann sich also denken, daß sein Lied „dieselbe vergößere, daß „sie das Glück der Welt, die Kraft der Seele, das „halbe Leben sey; daß sie die Vernunft erheitere „u. s. w." Prädikate, die der Freude überhaupt

zukommen, nicht aber dem personificirten Begriffe derselben, der Freudengöttinn, der Hagedorn frohe Empfindungen opfert, nicht dem allegorischen Wortgemählde — —

Ramler hat sein Lied in ein solches Gemählde verändern wollen. Er löschte die Striche aus, die bei der allegorischen Figur nicht statt fanden: er that neue hinzu, die sie sichtbarer machten. Er gab der Freude Kinder, er machte sie selbst zum Kinde des Himmels, er verwandelte die Kenner, personeller, in Dichter der Freude; er machte lieber eine lange Parenthese, ehe er diese mit einer andern allegorischen Person, dem Glücke, hätte vermischen lassen; er gebot ihr die Gesellschaft unvernünftiger Bacchanten zu fliehen; — kurz, er blieb in jedem Zuge dem Bilde einer allegorischen Person treu. Hat er das Lied verbessert? Als ein allegorisches Poem, freilich; aber als ein Gesang der Empfindungen, der Freudengöttinn gesungen, ohne dieselbe in's Stamm- und Wappenbuch zu mahlen? — kaum! Alle, wie mich dünkt, haben Ramlern getadelt, und keiner den Grund berührt, der ihn verführt habe, und ein Ramler wird nie ohne Grund irren. Will ich ein allegorisches Lehrlied auf die Freude, so wähle ich Ramlern — will ich einen Freudengesang, der Freudengöttinn gesungen, so Hagedorn!

Nur gar zu sehr ist Ramler ein Freund solcher Allegorien, und zerstört dadurch oft die Harmonie des Liedes. Gefühl ist der Ton der Lieder, und nicht eine Charakteristik allegorischer Wesen, die, wenn sie einmal ein todtes Symbol mitten in die Reihe lyrischer Empfindungen hineinstößt, alles wie

Eis erkältet. Hagedorn singt im Tone des sanftesten Abendvergnügens seinen Morpheus, die Wünsche, das Verlangen seines Herzens: Ramler nimmt eine ägyptische Kohle, und reißt eine Hieroglyphe daraus. Die schwarze Hieroglyphe aber schreckt das Chor aller Abendfreuden aus einander: — —

Gott der Träume, Kind der Nacht,
Das mit Mohn in Händen
Gaukelnde Gestalten macht — —

Genug! schön zu einer Devise auf ein Bild des Schlafes, nicht zum lyrischen Gesange, nicht zu einem Hagedornschen Liede.

Sollte in Gedichten der Liebe Amor nichts, als die personificirte Liebe, das Abstraktum dieses Begriffes, in allegorische Gestalt eingekleidet seyn — arme Dichter der Liebe! das Reich eurer Phantasie ist verwüstet. Nicht mehr der Mythologie-Amor mit allen seinen Geschichtchen; eine metaphysische Maske ist euer Gesang. Alsdann z. E. sind die Jacobischen Tändeleien von Einem Amor, von diesem und jenem Amor, vom Amor, der Lerchen fängt, der jetzt verschwindet, jetzt uns eine Stunde Friede läßt, jetzt unvermuthet unter Schmiedeknechten beim Vorbeipassiren gefunden wird, jetzt, wie ein fliegendes Jucken in der Haut wiederkommt, fade.

II.

Ueber die Schamhaftigkeit Virgils.

1.

Der Verfasser Homerischer Briefe bietet mir seine Hand dar *), mich von der Bildsäule des griechischen zur Statue des römischen Homers zu führen, und mir denselben in aller Größe und Liebenswürdigkeit zu zeigen. Daß dieß sein Zweck sey, bezeuget der lange Eingang **) von Klagen, daß man die Alten nicht recht lese, treibe; sie also auch nicht so lieben könne, als — als Kloß uns vermuthlich an Virgil zeigen will.

Dazu aber dünkt mich das Klotzische Thema wohl nicht das gewählteste. Noch so genau ausgeführt, kann es uns Virgil, als einen schamhaften, keuschen, züchtigen Dichter vorstellen, es kann ihn uns als einen moralisch reinen Gesellschafter empfehlen; ob aber deßwegen als einen unterhaltenden, liebenswürdigen Gesellschafter? ob als einen vortrefflichen Poeten, dessen Genie begeistern, dessen poetische

*) De verecundia Virgilii, v. Klotz. opusc. var. argum. p. 242. etc.

**) P. 242. — 244.

Kunst lehren könne? Das sehe ich, im Thema, nicht unmittelbar enthalten. Auch das selbst ist ein unpoetischer Gebrauch Virgils, wenn ich in ihm darauf ausgehe, Zucht und Keuschheit aufzusuchen; nicht sein Genie, seine Kunst, seine poetische Ader. Statt die Schönheiten, die entzückenden Schönheiten seiner Muse zu betrachten, ist's wohl eine würdigere Okularinspektion, ob Virgils Muse — auch eine reine keusche Jungfer sey?

Um aller keuschen Musen und Grazien willen will ich der Schamlosigkeit der Dichter nicht das Wort reden, und die Schamhaftigkeit der Schriftsteller überhaupt heruntersetzen. Ich wünsche, daß der Geist der feinern Lebensart, oder warum darf ich nicht sagen des züchtigen Christenthums, sich auch in Schriften zeige, und daß man minder die Ehrfurcht verläugne, die man der Würde des Publikums schuldig ist — ein Name, der den Meßschriftstellern unserer Zeit beinahe so fremde, utopisch und lächerlich geworden, als er den Griechen, insonderheit die für Athen, für die Welt und Nachwelt schrieben, ehrwürdig war. Der moralische Geist, mit welchem unser Jahrhundert durchdrungen seyn könnte, sollte uns einen moralischen Verderb, den unsere Schrift stiften könne, wichtiger und gewissenhafter machen, als zehn poetische Schönheiten. Dieß gilt auch, und noch mehr von Poeten; denn ihr Gift ist süßer, fließt leichter ein, wirkt länger und stärker.

Auch will ich das nicht gesagt haben, daß man in Bildung der Jugend über die moralischen Beschaffenheiten eines Dichters völlig hinweg, und nur

die poetischen Schönheiten ansehen solle, daß ein Virgil und Catull gleich gute Autoren der Jugend seyen, und die Priapea etwa die goldenen Sprüche Pythagoras abwechseln könnten. Vor wem soll man mehr Ehrfurcht haben, als vor einer unverdorbenen Jugendseele! Unter einer Menge beobachtender Jünglinge ist man vor den Schranken des schärfsten Publikums.

Dieß alles an seinen Ort gestellt, ist hier die Frage: ob man bei Dichtern, als Dichtern, vorzüglich auf Bemerkung ihrer Scham und Reinigkeit ausgehen? ob der poetische Kunstrichter zuerst ein Zuchtrichter seyn solle? Und das, glaube ich, soll er, vermöge poetischer Zwecke und des poetischen Gefühls halben, nicht.

Ich will nicht sagen, daß ich die Sorgfalt der Dichter für Ehrbarkeit und Zucht etwa verspotten, oder geringschätzig machen wollte: sie bleibt schätzbar und nachahmenswürdig. Aber auf sie, als auf Hauptaugenmerk ausgehen, kann keine poetischen Leser desselben bilden, zeigt keinen poetischen Leser desselben an, verrückt vielmehr die Sphäre eines bloß poetischen Lesens völlig. Fromm mag sie seyn, aber auch nichts weiter; ich will das Auge meines Jünglings nicht verwöhnen, bei Dichtern dergestalt einen Kundschafter der Ehrbarkeit abzugeben, sonst wird er kein poetischer Jüngling. Ein tugendhafter Jüngling aber? Recht gut! „Die Tugend," sagt der Landpriester von Wakefield, „die immer und immer „eine Schildwache nöthig hat, ist kaum der Schild„wache werth!" — —

2.

Jener fragte: was ist Wahrheit? und ich werde wohl sehr weitläuftig, was Schamhaftigkeit sey? fragen müssen, da Klotz nicht etwa über die persönliche Schamhaftigkeit Virgils allein, sondern auch und insonderheit über die Schamhaftigkeit, die in seinen Gedichten herrscht, spricht, und mit Allgemeinsätzen auf so viel andere schamhafte und schamlose Griechen und Römer beian zieht, daß mir über das weite Thema angst und bange wird. Man erlaube mir also, mich zum Voraus mit der Frage zu wappnen: „worin die Schamhaftigkeit überhaupt bestehe? wie sie sich einzeln äußere?"

In keiner Aeußerung ist die Scham wohl menschlicher und in unserm Wesen inniger, als wenn sie ein Schleier wird, die Neigungen der Liebe zu bedecken. Rousseau mag untersuchen, wann der Mensch aus einem vierfüßigen Thiere ein aufrechtgehender Mensch geworden; seitdem er ein aufrechtgehender Mensch ist, so scheint dem Triebe der Liebe ein anderer Trieb zum Gesellschafter gegeben zu seyn, der heißt Scham; insonderheit beim schwächern Geschlechte. Selbst an Thieren will man etwas Aehnliches mit ihm bemerkt haben; wo aber auch nicht, so ist doch selbst bei menschlichen Thieren, den Wilden, die natürlichste Handlung des Geschlechts nicht ohne diese Hülle; und man könnte vielleicht Wahrscheinlichkeiten angeben, warum sie ohne sie nicht seyn durfte? Vielleicht ist bei Menschen der erste Trieb weniger Instinkt, weniger Naturzug, als bei Thieren; daß er also durch den Reiz eines Trium-

durch kleine zu übersteigende Schwierigkeiten, durch die begleitende Scham verstärkt werden mußte. Vielleicht war, insonderheit beim schwächern Geschlechte, dieser Schleier nöthig, weil in ihm, wie im Schleier der Venus bei Homer, die Liebe, der Reiz und das Verlangen wohneten, weil er ein Band seyn sollte, Jupiter so an den Willen der Juno zu knüpfen, als Juno sonst, wenn es auf Gewalt ankam, an der güldenen Kette Jupiters hing: vielleicht würde ohne diesen Vorhang wiederum der Trieb des andern Geschlechts, so wie die übrigen, nicht in den Schranken des Bedürfnisses bleiben, und dann, mehr als alle übrigen, das Menschengeschlecht zu Grunde richten. — Vielleicht sey Vielleicht: die Folge selbst ist gewiß; die Natur gab aus weisen Ursachen der Göttinn Genetyllis eine Vorgängerinn:

— — die wohlbewachte Scham,
Die jüngste der Charitinnen.

Worte eines Weltweisen (dergleichen wir jetzt nicht so gar viele haben) dünken mich hierüber so neugesagt, und doch so altmenschlich empfunden, daß meine Leser ihn gern statt meiner hören werden. *) „Die Schamhaftigkeit ist ein Geheimniß der Natur, „sowohl einer Neigung Schranken zu setzen, die „sehr unbändig ist, und, indem sie den Ruf der „Natur vor sich hat, sich immer mit guten sittlichen „Eigenschaften zu vertragen scheint, wenn sie gleich

---

*) Kants Betrachtungen über das Schöne und Erhabene. S. 61 — 65.

„ausschweift. Sie ist demnach als ein Supplement „der Grundsätze höchst nöthig: denn es gibt keinen „Fall, da die Neigung so leicht zum Sophisten „wird, gefällige Grundsätze zu erklügeln, als hier. „Sie dient aber auch zugleich, um einen geheimniß„vollen Vorhang selbst vor die geziemendsten und „nöthigsten Zwecke der Natur zu ziehen: damit die „gar zu gemeine Bekanntschaft mit denselben nicht „Ekel, oder zum mindesten Gleichgültigkeit veran„lasse, in Ansehung der Endabsichten eines Trie„bes, worauf die feinsten und lebhaftesten Nei„gungen der menschlichen Natur gepfropft sind. „Diese Eigenschaft ist dem schönen Geschlechte vor„züglich eigen, und ihm sehr anständig. Es ist auch „eine plumpe und verächtliche Ungezogenheit, durch „die Art pöbelhafter Scherze, welche man Zoten „nennet, die zärtliche Sittsamkeit desselben in Ver„legenheit oder Unwillen zu setzen. Weil indessen, „man mag nun um das Geheimniß so weit herum„gehen, als man immer will, die Geschlechtneigung „doch allen übrigen Reizen endlich zum Grunde „liegt, und ein Frauenzimmer immer, als ein „Frauenzimmer, der angenehme Gegenstand einer „wohlgesitteten Unterhaltung ist, so möchte daraus „vielleicht zu erklären seyn, warum sonst artige „Mannspersonen sich bisweilen die Freiheit nehmen, „durch den kleinen Muthwillen ihrer Scherze einige „feine Anspielungen durchscheinen zu lassen, welche „machen, daß man sie lose oder schalkhaft nen„net, und wo, indem sie weder durch ausspähende „Blicke beleidigen, noch die Achtung zu verletzen „gedenken, glauben, berechtigt zu seyn, die Per-

„son, die es mit unwilliger und spröder Miene auf„nimmt, eine Ehrbarkeitspedantinn zu nen„nen. Ich führe dieses nur an, weil es gemeinig„lich als ein etwas kühner Zug vom schönen Um„gange angesehen wird, auch in der That von jeher „viel Witz ist darauf verschwendet worden; was „aber das Urtheil nach moralischer Strenge anlangt, „so gehöret das nicht hieher, da ich in der Empfin„dung des Schönen nur die Erscheinungen zu be„obachten und zu erläutern habe."

Ich finde die Beobachtungen meines Philosophen so genau und unterscheidend, daß ich sie auf der Bahn meines Zweckes, als ein würdiges Vorbild, nachzuahmen und zu erreichen wünsche. — Es gibt sich also die Frage: wie fern und worin die Schamhaftigkeit eines Schriftstellers sich äußern solle?

Klotz antwortet für seinen epischen Poeten: darin, daß der Inhalt seines Gedichts sorgfältig ausgewählt, daß, wenn in demselben Dinge vorkommen, die, nackt gesagt, das Ohr beleidigen, er der Schamhaftigkeit seiner Leser schone, daß er das *κακοφατον*, das ist: Ausdrücke, die zweideutig scheinen können, vermeide. — Klotz fängt zum Unglück am unrechten Ende vom *κακοφατον* an. *)

Das *κακοφατον* ist, nach Quintilians Beschreibung, **) si mala consuetudine in obscoenum intellectum sermo detortus est: und nun sage man, wie es ein Kennzeichen der wahren Schamhaftigkeit eines Volkes, wie es die erste Probe von der

*) p. 254.

**) Instit. orator. VIII. 3.

der Schamhaftigkeit eines Schriftstellers, eines Poeten seyn könne? Ein Volk, das in den Grenzen der wahren Schamhaftigkeit bleibt, wird sich nicht einfallen lassen, diesen und jenen Ausdruck auf einen obscönen Sinn mit den Haaren herbei zu reißen, es wird nicht aus Worten, quae longissime ab obscoenitate absunt, occasionem turpitudinis rapere, es wird nichts vom κακοφατον wissen. So z. E. die biblischen Dichter in ihren Zeiten der unschuldigen Einfalt; so die alten Griechen; so, nach den Beispielen eben des Quintilian, die alten Römer. Ihr Sallustius dachte daran nicht, daß eine spätere üppige Zeit sein ductare exercitus und patrare bellum obscön verstehen würde: er sagte es sancte et religiose: er beging also ein κακοφατον. Wer war nun ehrbarer, der es beging, ohne daß er's wollte, oder der es zuerst zum κακοφατον machte, der die Bedeutung desselben obscön verdrehete? Ohne Bedenken, der letzte! Und eben das Volk, der Schriftsteller ist der ehrbarste, der von keinem κακοφατον weiß — gerade das Widerspiel, als was Klotz behauptet.

Wie gutherzig ist nun die Bewunderung unsers Schriftstellers, der hinter allen Proben, die Quintilian von dem verderbten Witze seiner Zeit, Liederlichkeiten zu finden, selbst nicht ohne Widerwillen, gibt, ausruft: „Tantum in Romanis verecun„diae studium! tam diligenter castis auribus „pepercerunt!“ — Scilicet! Als wenn deßwegen die französische Nation und Sprache die züchtigste Matrone wäre, weil sie einen Ueberfluß solcher Anständigkeiten hat, daß, wenn nicht jeder

Staatsbibliothek München

Ausdruck sehr sorgfältig, und nach der neuesten Modebedeutung gewählt würde, der ehrbarste, ernsthafteste Mensch jeden Augenblick in die Verlegenheit kömmt, eine Gesellschaft Zweideutigkeitenkrämer lachen zu machen! Als wenn sich diese Sprache an Zucht und Ehrbarkeit so hoch heraufgeschwungen, daß jetzt ein junger Witzling nach der Mode keinen ihrer alten Schriftsteller mehr, ohne Lächeln und Verlachen, ohne hundert anstößige und niedrige Ausdrücke zu finden, lesen kann! O die züchtige Nation! die züchtige Sprache! Tantum fuit in Gallis verecundiae studium! tam diligenter castis auribus pepercerunt! wird einst ein künftiger Klotz des neunzehnten Jahrhunderts sagen können.

Ich will den Unterschied in's Licht setzen. Zur Zeit einer einfältigen Unschuld hat jede Sache, die genannt werden soll, einen Namen, und das ist ihr Name. Darf die Sache nicht genannt werden: gut, so wird von selbst der Name auch nicht genannt werden; muß jene, warum nicht auch dieser? Michaelis, dieser Philolog von sehr richtigem Gefühle, hat Stellen aus Morgenländern angeführt, aus denen ihre Freiheit in Liebesausdrücken erhellet; er hat aber nicht den Urtheilsspruch über sie gefället, daß sie deßwegen Leute ohne Ehrbarkeit und Scham wären: denn bei ihnen waren einmal solche Redarten, Gleichnisse, Worte, insonderheit in der Sprache des Affekts, des Zorns, der Eifersucht, nichts Schändliches. Schlimm genug, wird man sagen; meinetwegen, schlimm genug! aber wenn eine solche freie Offenheit keinen weitern Nutzen hätte, so wäre es der, daß neben ihr keine

keinen Zweideutigkeiten in der Sprache statt fänden. Wie sollte ein Volk schmeichelnde Feinde, verlarvte Freunde, listige Diebe brauchen, das sich aus einem Raube, aus Gewaltthätigkeit nichts machet? Und wie sollte eine Sprache ein geheimes feines κακοφατον sorgfältig zu verhüten haben, da es kein offenbares κακοφατον hat, da es in den Schranken seiner Naturbedürfnisse jedes nennet, was es nennen muß; und nichts weiter nennen will? Wer wird mehr verstehen wollen, als was der andere sagt, er hätte ja, wenn dieser mehr hätte sagen wollen, es geradeaus gesagt!

Es versteht sich, daß ein solcher Zeitpunkt der offenen Natursprache Freiheiten haben müsse, die eine spätere Zeit „Unanständigkeiten" nennen kann. Sie nenne sie so; nur sie nenne sie nicht so in ältern unverhohlenern Zeiten, wo man von der Regelnscham des Dekorum noch nicht so viel wußte. Ich bleibe bei einem mißbrauchten Beispiele meines Autors. Er vergleicht Homer und Virgil in Ansehung des Anständigen; und wie anders, als daß er für diesen sprechen mußte.*)

Ihm gefällt in Homer der Liebesantrag nicht, den Paris an seine Helena thut; und mir, wenn ich eine Iliade schreiben sollte, mißfällt die Stelle so wenig, daß ich dem Griechen die unschuldige Einfalt seiner Zeit beneide. Als ein feiger Flüchtling ist Paris dem Zweikampf entronnen, unrühmlich ward er unsichtbar: seine Beschützerinn Venus mußte ihn den Händen seines streitbaren Gegners,

*) p. 264.

Menelaus, entnehmen. Nicht genug, sie muß ihm für seine Stunde der feigen Angst im Zweigefechte sogleich auch eine Stunde der Erholung in den Armen der Helena schenken: Helena muß sich zu einer so ungelegenen Zeit zu einer Schäferstunde mit dem bequemen, der sie ihrem rechtmäßigen Gemahl entwandt, und jetzt der Tapferkeit desselben nicht hatte Stand halten können, den sie in Absicht auf männliche Streitbarkeit verachten mußte. Ein solcher macht ihr jetzt den Liebesantrag — wie charakteristisch! wie mahlend!*) — Der wollüstige Ehebrecher steht uns vor Augen, der Menelaus sein schönes Weib entwenden, der aus dem Zweikampfe unrühmlich fliehen, der sogleich wieder in den Armen der Helena seinen Ort suchen konnte — das ist Paris! Wir lassen den weichlichen Diener der Venus in den Armen der geraubten Gattinn, und kehren mit Verachtung seiner zu der Armee zurück, wo man ihn sucht, und nicht findet! Wo Menelaus wohl nicht glaubt, daß er da sey, wo er ist. Homer schließt seinen Gesang.

Hierin, was von Homer zu seiner Zeit auf eine so simple unschuldige Art erzählet ist, finde ich keine Spur von Anstößigem, Unehrbarem, Schamlosem: nichts, was die Ehrbarkeit seiner Zuhörer verletzt, und die Wangen seiner epischen Muse mit

*) Daß ich nicht der Erste bin, der das in Homer findet, mag Maximus Tyrius zeigen, der in seiner zweiten Rede von der Sokratischen Liebe die Liebesepisoden in Homer genau und charaktermäßig klassificirt.

Schamröthe färben darf: nichts, als einen sehr charakterisirenden Zug des Paris.

Lasset aber die Zeiten sich ändern: es fange das ganz andere Ding zu wirken an, was wir Ehrbarkeit, Anstand nennen, ohne doch eben Tugend darunter zu verstehen: Dinge, die man auch ohne Neckerei und Zoten sagen wollte, wird man oft nicht nennen wollen, nicht nennen dürfen, und endlich nicht zu nennen wissen. Durch einen allgemeinen Beschluß der Ehrbarkeit wurden solche Benennungen für unzüchtig erklärt, aus der Sprache geworfen; nicht aber darum auch die Sachen selbst für unzüchtig erklärt, nicht darum die Begierde weggeschaffet, solche namenlose Sachen um so lieber nennen, und, da man sie nicht nennen darf, artig andeuten zu wollen. Das ist der Ursprung galanter Zweideutigkeiten! Zween, drei Ausdrücke wurden aus der Sprache des Anstandes weggebannet, und dem Pöbel überlassen; zwanzig Umschreibungen aber, fünfzig verblümte Redarten, und hundert Zweideutigkeiten, wobei nur der feine Kopf etwas merkt, dagegen eingenommen, und das hieß gesittete, übliche, züchtige Sprache des Jahrhunderts. Züchtig, meinetwegen, so züchtig, daß Crebillon'sche Romane alle möglichen Unzüchtigkeiten, mit aller feinen Zucht, vortragen, mit allen lüsternen Täuschungen, durch die, wie durch einen leichten Flor, die üppigen Reize bloß durchschimmern, uns alle Scenen und Akte der Unehrbarkeit sehr ehrbar mahlen können. Ueblich? allerdings so üblich, daß wer die neueste Verdrehung dieses oder des Ausdrucks das Unglück hat nicht zu verstehen, nach allen Gesetzen des

Ueblichen, nach der neuesten Bedeutung des artigen Wörterbuchs, in Gefahr geräth, der ernsthafteste Zotenreißer zu werden. Gesittet? so gesittet, daß man mit dem Sittsamen der artigen Welt alle Sitten der Tugend beschämen, alle Musen und Grazien der wahren Sittsamkeit erröthen machen kann! Das sind die artigen Früchte des löblichen *κακοφατον!* Tantum fuit in Romanis verecundiae studium! tam diligenter castis auribus pepercerunt!

Quintilian selbst redet in der angezogenen Stelle gegen die Sucht, *κακοφατα* zu finden, offenbar. Er nennet sie ein Verdrehen, ein Verderben der Rede: er setzt, wenn die üppigen Römer seiner Zeit, das was ein alter Schriftsteller sancte et religiose gesagt hatte, auf einen unehrbaren Sinn zogen, sein spottendes si diis placet! dazu: er wirft die Schuld auf die Lesenden solcher Art, daß sie die Rede verdürben, mißbrauchten; daß bei solcher schamlosen Schamhaftigkeit endlich kein ehrbares Wort mehr ehrbar seyn werde: er hält es für ein verderbtes Zeitalter, dem er bloß aus Noth nachgeben müsse: „quatenus verba honesta moribus „perdidimus et evincentibus vitiis cedendum „est."

3.

Von Worten fange ich die Ehrbarkeit nicht an, sondern von Gedanken; und von welchen?

Zuerst: womit ist die Schamhaftigkeit natürlicher gesellet, als mit den Neigungen der Liebe? Der Liebe ward sie von der Natur, als Schwester,

als Gesellinn, als Aufseherinn, mitgegeben, an deren Hand sie auch die Wirkungen, die Macht, die Reize derselben so sehr befördert. Nichts ziert die Liebesgöttinn so sehr, als die Farbe der Unschuld, sanfte Schamröthe, die in sich geschmiegete Miene der bescheidenen Einfalt. Wenn also unter allen Tugenden Eine das Anrecht hätte, in der Allegorie als ein Frauenzimmer vorgestellt zu werden: so ist die Schamhaftigkeit dazu die erste. Sie ist der Reiz der Liebe, und die Tugend des Geschlechts, das die Natur zum liebenswürdigen Theile der Menschheit bestimmte; sie also eine weibliche Tugend. Ein Weib ohne Zucht, sagt das arabische Sprüchwort, ist eine Speise ohne Salz: und noch füglicher könnte dieß Sprüchwort von der Liebe selbst gelten. Eine Liebe ohne Scham ist nicht Liebe mehr; sie ist Ekel.

Wenn dieß in der Natur, bei einer so nothwendigen, und für das menschliche Geschlecht unentbehrlichen Neigung, statt findet; wie weit mehr in Worten! in Worten an die Welt und Nachwelt! in Worten, zum Vergnügen! Alle Empfindungen des Vergnügens zerfließen bei einem schamlosen Bilde; sie verwandeln sich in Ekel! Homer, in seiner Beschreibung der zweiten Brautnacht*) zwischen Jupiter und Juno, mag alle Annehmlichkeiten, die sich vor Augen legen lassen, zeigen; die hohe Gestalt, den Schmuck, die Pracht der Königinn des Himmels; alle Grazien und Reize im Gürtel der Venus; alle Empfindungen der Liebe und des Ver-

*) Iliad. Ξ. v. 346.

langens im Herzen Jupiters — aber nun? decke sie die himmlische Wolke! Da liegt sie in den Armen des höchsten Gottes, und unter ihnen blühen Kräuter und Blumen aus dem Schooße der Erde hervor; das himmlische Paar selbst aber umschattete die goldene Wolke, daß selbst die allsehende Sonne sie nicht erblicke! — So dichtet Homer; und ich sehe keinen Weg, weiter zu dichten, als die artigen Zweideutigkeiten, von denen er nichts weiß.

Zunächst äußert sich die Naturempfindung, von der ich rede, in Nennung der verborgenen Theile unseres Körpers, die unsere Sprache, zum Theile, schon mit dem Namen der Tugend selbst bezeichnet. Ich sage: zunächst; aber absteigend zunächst; denn es ist unstreitig, daß diese Gattung von Schamhaftigkeit nicht schon allein von der Natur, sondern auch von der Politesse, Gesetze erhält. In einem Wörterbuche, in einer Naturlehre mag dieses und jenes Wort recht gelegentlich und schamlos stehen; nur aber nicht so gelegentlich in offenbarer Rede, in Schriften, wo es nicht hin gehören muß, in Werken des Vergnügens und der Gesellschaft. Seitdem Kleider die Hüllen der Schönheit und Häßlichkeit geworden, seitdem haben auch einige Namen, gleichsam verdeckt, selten werden müssen; und, mit der Zeit, sind sie gar unsichtbar geworden. Mit dem Unterschiede, daß, wo sie unsichtbar seyn konnten, weil sie nicht genannt werden durften, da war ihr Verschwinden eine Folge einer Naturempfindung; wo sie aber genannt werden müssen, und doch nicht genannt werden durf-

ten, da war ihre Unehrbarkeit eine gesellschaftliche Verabredung, ein Vertrag der höchsten Politesse.

Noch offenbarer sind andere Verabredungen, die immer heißen könnten, wie sie wollten, nur Naturempfindungen der Schamhaftigkeit sollten sie eigentlich nicht heißen. Dieß sind alle Beleidigungen des gesellschaftlichen Wohlstandes, wo man eine Art von Verweis befürchtet, oder sich selbst gibt. Ein Kind hält seine Kleider schmutzig, seine Strümpfe nachlässig, seine Haare unordentlich. „Schäme dich!" ist der allgemeine Zuruf der Mutter; und das Kind, insonderheit das Mädchen, lernt sich im Ernste schämen. Es lernt sich schämen, und mußte es lernen: denn, als Naturempfindung, lag solche Scham nicht in ihm. Sie lernte sie bloß aus dem Worte: von da stieg sie in's Ohr, in die Seele, und zur Gesellschaft auch auf die Wangen; mit dem Worte ward endlich auch der Begriff, mit dem Begriffe die Empfindung selbst geläufig. An sich immer ein gesellschaftlich nothwendiger Begriff, eine gesellschaftlich vortreffliche Empfindung; nur nenne man sie immer lieber ein erworbenes Gefühl des geselligen Anstandes, oder soll sie ja Scham heißen, so mag man sie, als eine gesellschaftlich formirte Schamempfindung betrachten, mit dem Gefühle in uns, so wie es aus den Händen der Natur kam, eigentlich nicht einerlei.

Unser Sprachgebrauch, und, was noch ärger ist, unsere gemeine Erziehung verwechselt sie: man lernt, sich von Jugend auf über eine widrige Wahl der Kleidungsfarben, über unmodische Stücke des Anputzes, über mißrathene Komplimente schämen,

bis zur Röthe schämen, sich schämen, als ob uns die Steine auszulachen schienen; aber wie lange hat man schon die Kunst in die Stelle der Natur gesetzt, und menschliche Verabredungen zu Naturtrieben erhoben? Wie lange aber, frage ich weiter, hat es nicht auch halbkluge Spötter gegeben, die, da sie etwas in solchen Sachen menschlich verabredet, gesellschaftlich eingerichtet fanden, endlich alles im Menschen für menschlich verabredet, für willkürlich eingepflanzt hielten. Sie bestürmten also auch die heiligen Gesetze der Natur; sie entweiheten also auch den Altar der liebenswürdigsten Tugend, Schamhaftigkeit; ja sie, die frechsten Cyniker, und der Pöbel der Epikuräer baueten endlich der Unverschämtheit selbst Altäre. Wenn die Vermischung des Angenommenen mit dem Natürlichen in dieser Empfindung so weit abführen kann; ich dächte, so könnte doch der Philosoph frei unterscheiden dürfen, und das Gesetz des Aristoteles anwenden; den Jünglingen macht Schamhaftigkeit Ehre, den lehrenden Alten aber Schande. Ich fahre also fort.

Die künstliche gesellschaftliche Schamhaftigkeit kann sich verschieden äußern; in der Sorgfalt, seinen Körper zu produciren: „Reinlichkeit, Anstand, u. s. w.“ in hundert Gebärden, Worten, Stellungen, Thaten, die, als artig, als schön, verabredet sind; da wollen wir sie „Anständigkeiten, Artigkeiten“ nennen; genug, sie sind gesellschaftlich gebildet. Die Empfindung darüber stieg nicht aus dem Herzen auf die Wangen, sondern erst aus eingepflanzten Begriffen in's Herz hinein: sie richtet sich also nach diesen eingepflanzten Begriffen. Da

sie von der Kunst, man nenne diese Erziehung, oder Lebensart, oder Stufe der Kultur, oder Geschmack, sich zu betragen, oder Politesse, oder Galanterie, oder, wie man wolle — ich sage, da sie von der Kunst einer Gesellschaft Gesetze empfängt, so hat sie sich auch immer nach der Beschaffenheit, nach dem Tone der Gesellschaft, nach Zeitalter, Nation u. s. w. gestimmet. Sie ist ein Kind der Mode, und also veränderlich, wie der Geist ihrer Mutter. Jetzt wird sie in dieser Kleidertracht, in diesem Ausdrucke, in dieser Stellung beschämt, in welcher sie kurz voraus nicht beschämt ward, und bald hernach nicht mehr beschämt seyn wird. Wer sich in solchen Sachen mit Anständigkeiten brüsten kann, wird sich auch über solche Unanständigkeiten beschämen lassen. Die Scham ist hier ein Geschöpf des Wahns der Menschen, und muß sich also durchaus nach ihrem Schöpfer richten.

Ich habe nur noch eine Unterscheidung nöthig. Wie diese gesellschaftlich formirte Scham nicht eigentlich ein Geschöpf der Natur ist; so ist sie auch nicht nothwendig mit Tugend einerlei: sie ist von der moralischen Scham völlig verschieden. Als jener Spötter vom Parterre herauf rief: „An diesen Da„men ist nichts so keusch als die Ohren!" so mag man ihn immer unverschämt, sündigend gegen die Gesetze des gesellschaftlichen Anstandes haben erkennen können: so unwahr, so gerade gegen moralische Schamhaftigkeit redete er eben nicht. Wenn man ihn gefragt hätte: wie? Unverschämter! muß denn an einer Dame das Ohr nicht keusch seyn? und das der Anständigkeit wegen! so hätte er erwiedern dürfen: und eben der Anständigkeit wegen, darf da

an eben derselben Dame wohl nothwendig alles so keusch seyn, als das Ohr? — Nicht, als wenn es nicht seyn könnte, sondern seyn müßte: als wenn die bürgerliche schon die moralische Schamhaftigkeit wäre, und das ist sie nicht. Die moralische Schamhaftigkeit vor einem Laster, als Laster, ist ganz etwas anders.

Oft scheinen sie sich nahe zu kommen; aber oft zu nahe, so daß die eine die andere unnöthig zu machen glaubt. Da die politische Tugend oft als der Schein der wahren Tugend gilt: so läßt man sich oft mit dem Scheine begnügen, und natürlich, daß man alsdann um so mehr auf den Schein erpicht seyn wird, je weniger man das Wesen hat. Wer mit gefärbtem Glase wie mit Edelgesteinen prangen darf, wird diese um so mehr aufputzen, sie um so mehr zur Schau stellen, und wehe dem, der alsdann nicht auch gefärbtes Glas hat. Je weniger man vielleicht eine Tugend inne hat, desto mehr wird man sich vielleicht im Kanzleistyle dieser Tugend üben: je unzüchtiger man denkt, desto mehr vielleicht die Keuschheit seines Ohrs schonen, desto ekler, desto wähliger und üppiger in der Wortwürde werden; desto eher nach Zweideutigkeiten haschen. Wer diese am besten kennet, wer diese in einer Gesellschaft zuerst, und vielleicht einzig und allein, aufmerkt, und darüber anständig erröthet, und artig darüber in Unwillen geräth — artig, freilich artig und anständig ist dieser schamhafte Unwille, ob aber auch deßwegen wirklich und nothwendig, eine Schamröthe der unwissenden Unschuld, der unwilligen Tugend? Nicht nothwendig!

Ich habe bloß den Unterschied der Begriffe, zwischen Naturempfindung, gesellschaftlicher und moralischer Scham entwickelt; und verhülle, wie Sokrates, da er von der Liebe dithyrambisirte, mein Gesicht, um keiner von dreien zu nahe zu treten. Nur eben aus Verehrung will ich die Naturempfindung nicht mit Koquetterie, und die schönste der Tugenden nicht mit ihrer Nachäfferinn der unzüchtigen Ehrbarkeitspedantinn verwechselt haben. Vielleicht sind Leser, die auch die erste von dreien für einen Gesellschaftstrieb halten: denen widerspreche ich nicht; sie ist aber alsdann wenigstens ein Zögling der menschlichen, nicht bloß bürgerlichen, nicht bloß artigen Gesellschaft; sie ist näher unserer Natur; und das nur habe ich sagen wollen.

4.

Wie? wenn wir nun jetzt, da wir diese Göttinnen der Schamhaftigkeit einigermaßen von Gesichte, oder nach ihren Hüllen wenigstens haben unterscheiden gelernet, uns nach ihnen unter verschiedenen Völkern, in verschiedenen Zeitaltern, umsehen würden: wie sie da erschienen? — Mich dünkt, ohne Voraussetzungen hierüber läßt sich kaum von der Schamhaftigkeit eines fremden Volks, einer abgestorbenen Zeit, oder gar fremder Völker, abgestorbener Zeiten reden; noch weniger lassen sie sich vergleichen, noch weniger aus einer fremden Schamzeit beurtheilen. — Ich wage mich also an einen historischen und geographischen Blick über Zeiten und Völker — nicht aber an eine Geographie der Zucht, oder an eine Schamhistorie aller Zeiten.

Wenn bei einem Weibe die wohlbewachte Scham die Führerinn ihrer Tugenden ist, wie Diana bei Virgil ihrer Oreaden; wenn, nach der weiblichen Moral, Scham und Zucht vorzüglich Tugend heißet, und bei manchen auch beinahe die Stelle aller übrigen Tugenden vertritt: so wird man diese Empfindung auch eigentlich da wirken sehen, wo in den Neigungen der Liebe das zarte Geschlecht mit uns einerlei Gewicht in die Schale legt, um den Ton der Liebe zu bestimmen. Dieß ist in den despotischen Morgenländern, wo die Weiberharems Behältnisse von Sklavinnen sind, nicht. Hier ist nur der Schleier und das Schloß das Siegel der Schamhaftigkeit: nur die schwarzen Verschnittenen die eigentlichen Zuchtmeister und Zuchtbewahrer: nur die Mauer des Serails die Grenze der Keuschheit. Da mit dieser Extremität so gut der Keuschheit als der Unkeuschheit ihre Sphäre zu wirken benommen wird; da der Schleier und das Schloß nur die Gemüther der Weiber um so mehr erhitzen, so muß natürlich auch die Scham, je mehr sie äußerlich bewacht wird, um so mehr vor dem entfliehen, der sie bewachen ließ; und so kann es kommen, daß oft das schamhafte Geschlecht das schamlose heißen könnte. Da es, vermöge seiner Natur, zuerst, und am stärksten und am längsten die Neigungen der Liebe fühlt: was wird aus ihm, wenn man diesen Begierden die Decke, die Hülle wegnimmt, die ihnen die wohlthätige Natur gab?

Doch ich sage nur so viel. In einem Publikum, wo das Frauenzimmer nicht mit zum Publikum gehört, da kann auch ihre weibliche Sittlichkeit keine

Einflüsse in den Ton des Lebens äußern, da wird nur der männliche Charakter die Denkart des Ganzen bezeichnen. Und da nun die Schamhaftigkeit, ich sage damit eben nicht die innere Zucht, vorzüglich eine weibliche Tugend seyn sollte, um vielleicht (doch was geht mich dieß Vielleicht an?) — so wird man sich in einer bloßen Mannsgesellschaft eine gewisse Offenheit nicht verübeln, die immer Unbescheidenheit hieße, wenn beide Geschlechter in gleichem Maße ihre Stimme zum Tone des Ganzen geben. Die Grenzen des züchtigen Anstandes werden etwas weiter hinaus gerückt, die Schamhaftigkeit wird nicht mehr als ein wahrhaftes männliches Bescheidenseyn seyn dürfen, und also auch keine Grazie der Weiblichkeit seyn wollen. Das ist der erste Unterschied, der sich ereignen kann.

Ein englischer Weltweiser erklärt hierüber, ob er gleich eigentlich nur von der eigentlich gesellschaftlichen, bürgerlichen Scham redet, meine Gedanken; „Unter den Alten," sagt Hume*), „ward der Charakter des schönen Geschlechts für durchhin häuslich „gehalten: sie wurden nicht als ein Theil der policirten Welt, oder der guten Gesellschaft gehalten. „Dieß vielleicht ist die wahre Ursache, warum die „Alten uns kein einziges Stück der Plaisanterie hinterlassen, das vortrefflich wäre u. s. w." Ich nehme hier seine Worte noch allgemeiner, als daß sie für oder gegen die Galanterie entscheiden sollten; sie sollen nur für die Schamhaftigkeit entscheiden.

---

*) Essays and Treatises of several Subjects, Vol. 1. Essay XVII, p. 192.

Nicht alle Klimata und Nationen setzten also selbst den Vorstellungen und Ausdrücken der Liebe einerlei Schranken. Die hitzigen Morgenländer, die in ihren Gesetzen fast eine Belohnung auf den setzen, der in den ersten Zeiten der Wildheit ein einsames Frauenzimmer ehrbar gelassen, waren auch in Bildern dieser Art beinahe unbändig. Je mehr sie ihre Schönheiten verschlossen und überschleierten, desto unerröthender, Werke und Glieder der Liebe, insonderheit in der Sprache der Leidenschaft, der Eifersucht, des strafenden Zornes zu nennen. Man nenne ihre Freiheiten aber nicht Freiheiten der Natur, sondern einer entarteten Natur, eines despotisch orientalischen Weiberumganges. Michaelis hat bei den Morgenländern dieß nicht bloß angezeigt*), sondern auch zum Theile erklärt. Er war zu sehr Kenner der orientalischen Natur, als daß er sie bloß christlich hätte verdammen, oder artig und wohlanständig darüber verunglimpfen sollen: er entwickelte den Grund ihrer Licenz.

Bei den Römern findet sich, nur auf eine andere Weise, eine Unterdrückung dieser Sittlichkeit, die ich aus ihrem von jeher rohen Charakter erkläre: aus dem Kriegerischen, das ihnen zur Natur ward, aus der männlichen Härte, die eine so zarte Empfindung leicht etwas ersticken konnte. In den meisten ihrer Dichter, und fast auch ihrer Schriftsteller überhaupt, herrscht eine solche männliche Schamlosigkeit. Wo wollte ich mir aber aufgeben, alle Proben davon aus

*) Lowth de sacra Poesi Hebraeor. Prael. VIII. p. 135.

aus ihrem Lucrez, Plautus, Horaz, Ovid, Petron, Juvenal, Martial, Catull, Tibull, Properz u. s. w. zu sammeln, und ein wahres Fest der Priapeen anzustellen. Hume mag also für mich reden *): the scurrility of the ancients, in many instances, is quite shocking, and exceeds all belief. Their vanity too is often not a little offensive; as well as the common licentiousness and immodesty of their style. Quicunque impudicus, adulter, ganeo, manu, ventre, Pene, bona patria laceraverat, says Sallust in one of the gravest and most moral passages of his history. Nam fuit ante Helenam cunnus teterrima belli Caussa is an expression of Horace in tracing the origine of moral good and evil u. s. w. Mit solchen Beispielen fährt der Philosoph fort, zu zeigen, daß die Römer oft unschamhaft gewesen, auch wo sie nicht schamlos, nicht unkeusch seyn wollten: und eben solche Beispiele müssen die Horizonthöhe einer römischen Sittsamkeit bestimmen, wenn man nicht bloß in die Welt hinein tadeln oder loben will.

Auch hier hielten die Griechen eine gewisse schöne Mitte zwischen Morgenländern und Römern. Die asiatische Hitze, in etwas abgekühlt durch die europäische Mäßigkeit, bestimmte eben den mittlern Ton einer warmen Liebe, einer sanften Wollust, welcher Materien dieser Art bei ihnen durchgängig zu charakterisiren scheint. Vielleicht hat keine Sprache der

*) Essays Vol. I. on the rise of arts and sciences, p. 181. etc.

Welt ein so süßes Wörterbuch der Liebe, keine Nation eine Menge so einfältig unschuldiger Liebesgemählde, kein Zeitpunkt der Politur vielleicht die Urbanität auf den simpeln und feinen Weltgenuß zurückgeführt, als der ἀστεϊσμος der Griechen. Die Liebesschilderungen ihrer Poeten, die Menschheitsgesetze ihrer besten Philosophen, die historischen Gemählde ihrer Lebensart in den besten Zeiten, sind so sehr in den Schranken der schönen, unschuldig einfältigen Natur, als sie von unserer heutigen Galanterie und Politesse und Hofartigkeit entfernt seyn mögen. Ich wünsche dem Schriftsteller *) griechisches Gefühl, der über die Schamhaftigkeit Homers schreiben will: so wie ich's einem andern, sonst feinen und schätzbaren Kenner **) gewünscht hätte, da er von den Sitten griechischer Dichter zu schreiben unternahm.

Ich weiß, daß ich in Beispielen dieser Art nicht bloß die galanten Herren, sondern auch manche fromme Ehrbarkeitspedanten unserer Zeit gegen mich haben werde, die mit dem ehrbaren Schriftsteller, über den ich schreibe, oft genug ausrufen dürften ***): atque etiam fateor ipse, mihi non omnino probari hunc locum, quem reliquae epici carminis majestati detrahere puto (der gewöhnliche Lieblingstadel unsers Verfassers), aber vielleicht auch, daß die Kenner der Griechen insonderheit in ihren poetischen Zeiten auf meiner Seite

---

*) Harles de verecundia Homer. libell. promissus.

**) Ueber die Sitten der griechischen Dichter, Th. I.

***) p. 264. de verecundia Virgil.

seyn dürften: atque etiam fateor contra, mihi, tanquam Graeco, et graece sentienti, omnino probari hunc locum, quem molli Graecorum de venustate judicio optime respondere puto. Und in der That, wenn die feine jonische Wollust nicht dem poetischen Geiste der Griechen Charakter gegeben hätte: wie viel schöne Kinder der Poesie von Homer und Anakreon, und von Sappho an, bis auf Theokrit und Moschus zu, würden Embryonen der idealischen Wollust geblieben seyn! Und wer, nach dem Klosterzwange unserer Zeit, eine beurtheilen, uns eine rauben will, der raube uns lieber die Mutter mit allen Kindern! alle üppigen Bilder griechischer Wollust! — Das ist ein würdiger, züchtiger, schamhafter Kunstrichter unserer Zeit.

Der zweite Punkt griechischer Freiheit betrifft das Nackende ihrer Bilder, und so auch ihrer Ausdrücke des Nackenden in der Sprache. Wer kennet hier nicht die griechische Freiheit? Allein, wer sie kennet, wird er sie verdammen? Einem Lehrer der Kunst müssen Worte erlaubt seyn, die keinem andern, und einem Griechen, die keinem Deutschen erlaubt sind. Nicht nur, daß die herrlichsten Denkmale der Kunst vor ihren Augen nackend, bloß standen, und ihre Kunst überhaupt mehr das schöne Nackte, als das züchtig Verhüllte liebte: auch in der Natur selbst bildete sich hier eine Art von eigener nationalgriechischer Schamhaftigkeit des Auges, die niemanden fremde dünken kann, als wer unter ihnen noch kein Grieche geworden. Nackte Ringer, nackte Kämpfer, nackte olympische Sieger, nackte badende Schönen, nackte Tänze, nackte Spiele, nackte

Feste, halbnackte Trachten — und ihre Dichtkunst sollte einpressende Klosterlumpen dulden? Ihre besten Schriftsteller sollten eine Nonnenehrbarkeit sich einander eingestehen, die das Auge des ganzen Griechenlandes, und die Zunge der Aeltesten, Ehrwürdigsten und Feinsten des Publikums sich nicht eingestand? die sich selbst die Philosophen in ihren Sittenstunden nicht eingestanden? In einem Punkte, wo es so sehr auf Gewohnheit der Augen ankommt, sollte man, denke ich, eben diese Augengewohnheit doch wohl bei einem Volke zu Rathe ziehen, das sich in ihr so sehr auszeichnet. Noch jetzt ist das Gefühl der Italiener über diesen Punkt von dem Gefühle nördlicher Europäer sehr verschieden: und sie sind doch, dem einen Theile nach, selbst ja nördliche Europäer: und sie sind doch, dem andern Theile nach, noch keine Griechen an Natur: und sie wohnen doch nur unter zertrümmerten Resten griechischer Kunst: und sie haben doch eine Religion, die so sehr die Verhüllung liebet: und sie sind schon in einer Lebensart, die vom bürgerlichen Wohlstande und der Politesse gebildet worden — Wie? und die Griechen, zum Gefühle der Wollust geboren, von Jugend auf unter den Schönheiten der offnen Natur erwachsen, zur Lust und Freude bei ihren Spielen eingeweihet, und noch nicht zum sklavischen Puppenwohlstande verdammt, sie sollten nicht eine eigene Sittlichkeit des Nackenden haben dürfen? Sie wollten wir verdammen, wenn sie nicht nach Nonnentrachten ihre Zeit schildern? Sie sollen sich nicht der Jugend der Welt, der Unschuld ihres Zeitalters erfreuen dürfen, von unsern züchtigen Verhüllungen

frei zu seyn? Sie sollen verschleierte persianische Figuren, Chineserschönheiten mit verhüllten Fingerspitzen werden? und ihre Dichter eine Briseis mit schönen Knien, eine Spartanerinn mit schönen Hüften, eine Venus Anadyomene, einen Bacchus mit schönem Bauche, einen Bathyllus, wie ihn Anakreon sehen will:

Ἁπαλων δ᾽ ὕπερθε μηρων,
Μηρων το πυρ ἐχοντων,
Ἀφελη ποιησον αἰδω
Παφιην θελουσαν ἤδη.

nicht unschuldig züchtig nennen dürfen, da ganz Griechenland sie so siehet. So wenig ich diese Freiheiten zum Privilegium unserer Zeit, statt einer uralten deutschen Bescheidenheit haben will; so wenig will ich's den Griechen, in der Morgenröthe ihrer Sittlichkeit angestritten haben. Ich will vielmehr mit der Unschuld, mit der Plato seinen Greisen erlaubt, die Spiele der muntern Jugend anzusehen, aus meinem greisen Zeitalter hinaustreten, und die Freuden griechischer Jugend, und die Natursprache griechischer Dichter, und das nackte Schöne der griechischen Kunst, und die Philosophie der Liebe bei einem Sokrates so betrachten, als wenn ich mich selbst in die muntere Unschuld dieser Weltjugend zurücksetzte, und zu einem griechischen Gefühle zurück verjünget würde — dann kann ich Griechen lesen.

Ein dritter Punkt griechischer Freiheit kann eigentlich nicht Schamhaftigkeit heißen, er betrifft den Anstand der Reinigkeit, der Zierde, der Würde; und wer kennet da nicht die Taubenreinheit der Griechen? Mich freut's, wie ernsthaft mein Autor üb

den Unterschied der Wortwürde zwischen ὀνϑος und κοπρος, zwischen κοπρος und κονις disputirt *): wie offenherzig er eine Stelle Homers mit seinem Kopfschütteln begleitet: me offendit fere, ut libere sententiam dicam, haec imago — wie er bei solcher Kleinigkeit Gelegenheit nimmt, auch der Ernestischen Ausgabe Homers einen Liebesstreich zu versetzen, daß sie das ὀνϑος, das dem derben Ajax um Mund und Nase fliegt, und den κοπρος, in welchem sich Priamus wälzet, nicht in ein artiges quidni potius per pulverem? verdollmetschet und verhöflichet hat. Mich freuet die würdige Dispüte, und ich empfehle nächstens den Unterschied zwischen ὀνϑος und κοπρος einem bündigen Concilio κοπρονυμῳ, ut libere sententiam dicat.

Was gälte es aber, wenn wir auch einen ehrlichen Scythen mit dahin schickten, der sich schon einmal mit Solon über eine solche Kothmaterie besprochen, der sich nicht genug wundern konnte, da er die wettringenden Jünglinge sich im Staube wälzen sah, der über diesen mit solchem bösen Uebergusse gypsirten Figuren seltsame Augen macht, immer wieder darauf zurückkommt, und sich endlich von dem griechischen Gesetzgeber schwer, schwer diese Kothübungen erklären läßt. Es ist der Anacharsis des Lucian. Dieser gute Kahlkopf mag lehren, daß die öfteren freien Leibesübungen der alten Griechen von Jugend auf, auf Erde, Staub und Koth ihnen einen solchen Anblick des Ajax oder Priamus, den ihnen Homer vor=

*) p. 269. 270.

legt, wohl nicht so ekel gemacht haben dürften als uns, die wir auf Pflaster und Polster treten. — —

Von der eigentlichen Anständigkeit unserer Zeit, von der Hofpolitesse unseres Wohlstandes haben die Griechen mit allem ihrem ἀστεϊσμος an der Hand der attischen Venus nichts gewußt; ganz nichts gewußt. „Schade genug für sie!“ Immerhin Schade! nur noch mehr Schade um den ehrbaren Tadel unserer Kunstrichter, die etwas in Griechenland suchen, worauf kein Grieche Anspruch machen will, und das nicht zu schätzen wissen, was sich an freiem edlem Gefühle unter den Griechen findet! O daß eine Muse, eine der Charitinnen selbst, aus Griechenland auflebte, um uns ihre Lieblingsfreundinn, die griechische Schamhaftigkeit, zu zeigen, nur daß diese keine Kloster= oder Hofpuppe sey!

Ich darf nicht weiter: denn ich habe nur den Unterschied, der zwischen Nationen und Zeiten seyn könne, anzeigen, und es merklich machen wollen, daß wer über die Schamhaftigkeit griechischer und römischer Autoren urtheilen wolle, aus einem Nationalgefühle derselben urtheilen müsse.

5.

Um die Schamhaftigkeit Virgils zu beweisen, hat unser Autor da gewußt, was er beweisen soll? und hat er, was er zu beweisen scheint, bewiesen? Virgils Schamhaftigkeit kann zweierlei bedeuten: die Züchtigkeit seines persönlichen Charakters, oder seine Ehrbarkeit als Schriftsteller. Beide sind ganz verschiedene Sachen; Klotz hat sie nicht unterschieden

Er beweiset nicht recht die Schamhaftigkeit Virgils als Schriftsteller: denn wodurch beweiset er sie? Durch das κακοφατον? Wie! er wagt, das κακοφατον eines Römers, eines antiksprechenden Dichters, eines gräcisirenden epischen Dichters kennen, aufzählen, beurtheilen zu wollen? Wer weiß es nicht, daß die feinsten Zweideutigkeiten bloß auf dem schlüpfrigen Witze einiger Zeitgenossen, auf dem wandelbaren Eigensinne eines üppigen Sprachgebrauchs oder Sprachmißbrauchs beruhen? Wer weiß nicht, daß es am wenigsten zum κακοφατον gehöre, wie ein Wort ausgesprochen werde (quomodo veteres pronunciarint verba *), sondern wie diese und jene Gesellschaft, dieser und der Wortmäkler sie verstanden oder mißverstanden? (mala consuetudine in obscoenum intellectum detórserint.) Wer weiß nicht, daß eben ein archaisirender Schriftsteller, wofür Virgil bekannt ist, am ersten Gefahr läuft, den Neulingen der Sprache obscön zu werden? Daß ein epischer Dichter, insonderheit der dem Genie einer fremden hohen Sprache nacheifert, der erste sey, unschuldige κακοφατον zu machen? Wer weiß nicht, daß ein epischer Dichter immer lieber einen hohen alten starken Ausdruck sancte et religiose setzen, als für die Ohren einiger Zuchtkrämer auslassen wird? Und wer weiß nicht, daß nach der Auslegung des Servius, und nach der Tortur, die Celsus dem Virgilischen

incipiunt agitata tumescere

anthun konnte, kein Dichter vielleicht unschuldiger

---

*) p. 255.

Weise für die Witzlinge jüngerer Römer mehr κακοφατα gemacht haben kann, als eben Virgil? Und wenn solche Stellen nicht vor Mißdeutungen sicher geblieben, welche wären's denn? Und welch ein unwürdiger Begriff, einen epischen Dichter zuerst und vornehmlich zu solchem Ehrbarkeitspedanten zu machen? Und wie vergeblich, jetzt in Virgil Proben des κακοφατον, oder des vermiedenen κακοφατον auffinden zu wollen?

Oder soll es die Schamhaftigkeit Virgils ausmachen, daß man ihn gegen die Auslegungen eines Servius rettet? *) So hat man ihn längst, und wir werden sehen, wie fern, gerettet.

Oder soll es die Schamhaftigkeit Virgils ausmachen, daß er die Umarmung der Dido nicht mahlen wollen? **) Und wer wird sie mahlen wollen? Hat denn Homer seine Umarmung der Helena gemahlet?

Bei Homer ist bloß das Charakteristische im Antrage des Paris der Zweck der Muse; wenn der Antrag und zwar zu der Zeit, in der Situation wegfällt, so falle die ganze Stelle weg: so braucht die Muse diesen Schritt nicht. Bei Virgilen ist's die Umarmung seines Paares selbst, die in das Wesen des Gedichts verflochten ist: diese Schäferstunde, dieser Eingang in die Höhle ist ein Hauptknoten seiner Epopöe:

Ille dies primus leti, primusque malorum
Caussa fuit.

---

*) p. 256.

**) p. 261 — 263.

Wer ist nun schamhafter, der eine solche Sache nur beiläufig, nur ihrem Antrag nach, nur als Charakterzug, mitnahm: oder der sie in das Wesen seiner Epopöe mit einknüpfte, der von ihr so viel abhangen läßt, der auf sie, als auf eine Haupthandlung, unser Auge richtet? — Jenes thut Homer, dieß Virgil — wessen Muse verdient eher ein non probo?

Ueberdem ist's unpassend, die Junonische Liebesscene in Homer mit der Didonischen auch nur von weitem in Vergleich zu setzen; *) sie sind so wenig zu parallelisiren, als Götter und Menschen überhaupt. So in Homer, als in Virgil, haben die Götter ihre eigene Etiquette; und in beiden setze man also Götter in Vergleichung, oder nichts. Da stehe also gegen den Homerischen Jupiter und Juno **) ein Virgilianischer Vulkan und Venus ***), und wer mahlet schamhafter, der Grieche oder der Römer? Der Grieche, der uns bei den schönen Vorbereitungen zu ergötzen, seine Kunst anleget: oder der Römer, der sein Werk darauf setzet, um die erregten Empfindungen selbst auszumahlen? Der Grieche, der mit seiner poetischen Schilderung von Pracht und Schönheit der Juno, mit seiner schönen allegorischen Dichtung vom Gürtel der Venus, unser Auge stiehlt: oder der Römer, der es recht eigentlich auf die Liebesumarmung selbst richtet? Der Grieche, bei dem wir die edle Bildung der Juno

---

*) p. 264.

**) Illiad. Ξ. 292. etc.

***) Aeneid. VIII. 387. etc.

in einer ganz unschuldigen Gelegenheit antreffen, da sie sich schmückt: oder der Römer, der uns die schneeweißen Venusarme nur alsdann zeigt, wann sie sich um Vulkan schlingen, wann sie ihm den elektrischen Funken der Liebe durch Leib und Seele jagen? Der Grieche, der uns die himmlische Königinn in ihrem Brautgemache, nur bei verschlossenen Thüren entkleidet, sie nur badend, salbend, zierend zeigt, und das Uebrige unter den Gürtel der Venus verhüllet, der sie auf Ida um Nichts so lange, so angelegentlich besorgt seyn läßt, als um Verborgenheit, um nicht gesehen zu werden: beschämt zeigt sie Zeus den ringsum offnen Ida: schamhaft bezeuget sie, wie, wenn sie von andern belauschet würden, sie keinem Gotte unter die Augen würde treten können: züchtig schlägt sie ihm sein Ehebette, seine Schlafkammer vor: sie läßt sich nicht anders, als durch die dickste goldene Wolke sicher machen: der Römer überhebt seine Venus aller dieser Besorglichkeiten: ungestört fängt sie ihr Liebesspiel selbst an. Bei Homer muß Juno in einer ganz andern Absicht den Ida vorbeiziehen, ganz, wie es scheint, ohne Absicht ihm das Herz entwenden, sich anhalten, und durch ein außerordentliches Verlangen ihres Ehegemahls, durch das offne Liebesbekenntniß, daß diese Schäferstunde alle, alle seine Schäferstunden nach Namen und Zahl übertreffe u. s. w., sich weigernd in die goldne Wolke ziehen lassen: bei Virgil setzt es Venus mit ihren Umarmungen offenbar darauf an. Bei Homer ist die Schäferstunde nur ein Mittel, die Augen des Jupiter durch den Schlaf zu fesseln; bei Virgil ist sie der Marktpr

daß Venus ihre Absichten erreiche. — Wer ist schamhafter, anständiger, edler? Gewiß! so weit Juno die Venus an Hoheit und Adel: so weit übertrifft Homer seinen römischen Nachahmer an innerer Würde und Schamhaftigkeit. Jener erzählet unschuldig, offenherzig und, wenn man will, langweilig: der Römer versteckt, verkürzet; er hat sein: Ich könnte mehr sagen! Jener erzählt episch, übergehend: dieser mahlet, damit er Funken errege — Wer verliert bei der Vergleichung?

Es bleibt Virgils Zucht in Worten und Formeln über. *) In Worten und Formeln? Darüber sollte Mäcenas urtheilen: wir, jetzt, nach der Analogie unsrer Sprache, nach den wenigen Hülfsmitteln zu einem Lexikon der Wortwürde damaliger Zeit, kaum! Kein Theil der Sprache hängt so sehr von Nebenbegriffen des Gebrauchs, vom Eigensinne der Mode ab, als dieser: und in meinem Autor finde ich so wenig Materialien zu einem Wörterbuche der Sprachwürde über Virgil, so wenig Virgil ein Lexikon der Liebe geben wollen. Ueberdem was thut's zur Schamhaftigkeit Virgils, ob er stercus oder fimus gesagt; **) ob er das vomere genannt, oder noch ekler umschrieben. Was thut's zur Schamhaftigkeit Virgils, wie fein und schlüpfrig er hier und da das Wort Liebe verhöflichet, wenn nicht bewiesen wird, daß in den Vorstellungen selbst hier nichts als Züchtiges enthalten sey, und das alles in Virgil, als dem Römer.

*) p. 266.

**) p. 268. 269.

In Virgil, als dem Römer. Denn hätte dessen Bescheidenheit nicht darnach bestimmt werden sollen, was für ein Geist der Schamhaftigkeit, nach Sprache, Verfassung, Lebensart und Empfindung, sich einmal unter den Römern formirt und gebildet? Was für Eindrücke, besonders dem Schriftstellerpublikum der Römer, ihre ersten Schriftsteller und Dichter gegeben? Wie weit diese Decenz den Griechen gefolget, oder sich von ihnen abgelenket? Wie hoch sie zur Zeit Virgils gewesen? Wo er das Muster der Griechen befolget, oder verlassen? Wo muthmaßlich verlassen müssen, wo nachzufolgen zu blöde gewesen? Wie weit wir jetzt über diesen Punkt urtheilen können, oder schweigen müssen? — So hätte der römische Virgil erscheinen sollen: der Römer seiner Zeit, der Dichter, der epische Dichter, Virgil.

6.

Und das betraf nur die Schamhaftigkeit Virgils, als eines Schriftstellers; nun war aber diese, wie mich dünkt, eben nicht das, was ich suchte. Klotz legt die Stellen Donatus und Servius zum Grunde, *) und was könnte also der Leser erwarten, als daß er sich über diese Stellen, über die Anschuldigungen derselben, kurz über die persönliche Charakterschamhaftigkeit Virgils erklären möchte. Donatus sagt: Virgil soll schöne Knaben geliebet; er soll die Plotia Hieria gekannt; er soll in diesem Punkte nicht die Jungfer gewesen seyn, für die er galt. Servius sagt beinahe eben das;

*) p. 244.

und Klotz hätte wissen können, daß schon lange vorher Martial und Apulejus auch so etwas gesagt hatten, daß es eine allgemeine Sage von Virgil gewesen, kurz, alles das sagt das Gerücht, und Klotz beweiset, daß seine Aeneide und die Gedichte seines Namens keine Hurenlieder sind — Wer will das bewiesen haben?

Klotz meint zwar, *) daß eins das andre aufhebe; daß es eben so sey, als wenn ihn jemand für einen gelehrten Grammatikus hielte, und ihm doch zeige, daß er weder griechisch noch lateinisch recht verstanden; allein, das meine ich nicht. Virgil kann immer ein schamhaftes Gesicht gehabt, anständig gesprochen (ore probus), immer eine fromme, edle Seele (animo probus), und eine anständige Lebensart bewiesen (caetera vita probus), und doch schöne Knaben geliebt, und doch die Plotia Hieria gekannt haben. Ich sehe nichts, das sich aufhebe, und insonderheit zu den Zeiten Mäcenas hätte aufheben dürfen. Ist's denn so widersprechend, daß ein Mensch, zur sanften Wollust geboren, auch dieß Sanfte in seiner Miene zeige, daß das, was in der weiblichen Miene schmachtend, ein Liebreiz der Venus wäre, in einem männlichen Gesichte eine Art von Unschuld, von jungfräulicher Bescheidenheit, von schamhafter Frömmigkeit werde? Ohne die Physiognomien der Liebe studirt zu haben, sehe ich beides nicht zusammenhangend, und da also ore probus Virgilius. Muß ferner der, der schöne Knaben liebt, damit aller bürgerlichen Ehr=

*) p. 245.

barkeit, und, der sie unschuldig liebt, aller Tugend der Seele entsagen? Und siehe! da ist animo, caetera vita probus Virgilius — Wo ist der ungereimte Widerspruch, insonderheit zu den Zeiten Mäcenas?

Ein Heldengedicht, ein Gedicht von der Feldwirthschaft, Schäferpoesien, können Virgilen immer, als Dichter, und, wenn man will, als bescheidenen Dichter, zeigen; aber auf sein Leben, auf seinen Charakter, und insonderheit auf die fromme Miene seines Gesichts können sie weniger beweisen, als Swifts Predigt über die Dreieinigkeit beweisen kann, daß er in die Biergesellschaften als ein verkleideter Satyr gegangen; daß er sein Mährchen von der Tonne geschrieben. Wenn diese Abhandlung beweisen soll, daß er im Verstande Donatus ore probus gewesen, beweiset sie nichts. Wer wird sagen, daß deßwegen Dr. Luther züchtig ausgesehen; oder, daß er in seinen Tischreden jedes Wort auf die Goldwage gelegt, weil sich nichts von solcher Art in seinem Gesangbuche befindet? Wenn Virgil scriptis probus ist, muß er darum auch ore probus gewesen seyn? Ich weiß nicht, wie durch solchen Weg etwas auf Virgils persönlichen Charakter folge.

Für uns ist's schwer, etwas auf ihn auszumachen: ob es aber ganz unmöglich sey, ob Virgils persönlicher Charakter ganz zweideutig bleiben müsse, sehe ich auch nicht so helle, daß ich Klotzens non licet aliquid certi hac de re statuere *) unter-

*) p. 245.

schreiben dürfte. Mir fehlet die Kunst Lessings, Virgil, seinem gewöhnlichen Charakter nach, so zu retten, als er seinen Horaz gerettet hat; und außer dem fehlet mir der Ort dazu. Ich will also wenigstens einige Materialien anführen, die ein andrer vermehren und ordnen könnte, um Virgils Schamhaftigkeit zu retten, oder wenigstens genauer des Gegentheils überzeugt zu werden.

Der Hauptzeuge über Virgils Unmäßigkeit pflegt Donatus zu seyn. Aber wer ist Donatus? Aller Wahrscheinlichkeit nach ist das Leben Virgils, das unter seinem Namen geht, von jüngerer Hand, und kann kaum den Grundzügen nach dem Grammatiker selbst zugehören. *) Der Autor der Anklage ist also ungewiß, und so, wie er sie vorträgt, die Anklage selbst. Fama est, eum libidinis pronioris in pueros fuisse, und von wem rührt diese Fama her? Das liebe Soll, das gewöhnliche Man sagt, hat, wie Lessing sich munter ausdrückt, schon manchen ehrlichen Mann um seinen ehrlichen Namen gebracht. Kurz! als Hauptzeuge, als erster Ankläger kann dieser Donatus ohne Kopf und Mund nicht gelten; er trete zurück, bis die Reihe an ihn kommt.

Servius tritt auf; aber Servius ist ein Ausleger, ein Grübler über Virgil; und was läßt sich nicht ausgrübeln? Seine spätere Sage gilt noch weniger, als die erste; denn was ließ sich zwischen Vir-

*) v. Heyn. Virgil. p. CXVII.

Virgil und Servius nicht alles sagen, und wieder sagen, ohne daß es jemand zuletzt bekräftigen, ohne daß es jemand widerlegen könnte? Ein Zeugniß also, Jahrhunderte nachher, aus einer so trüben Quelle, oder vielmehr aus dem so weit abgeleiteten Abflusse einer so trüben Quelle, gilt nicht. Es müssen frühere Zeugen gegen Virgil auftreten, von denen etwa die Sage kam, die der Begebenheit näher waren, und da sind; Klotz hat sie nicht für gut befunden, anzuführen oder abzuhören, Martial und Apulejus.

Und was sagt denn Martial aus? *) Er singt das alte Lied, daß ein Mäcenas einen Maro mit seinen Geschenken hervorgebracht: daß es gut sey, ein Virgil zu werden, wenn man sein Landgut zurück, wenn man Reichthümer oben darüber, wenn man alles bekommt, was unser Herz wünschet; z. E. einen schönen Alexis —

Accipe divitias et vatum maximus esto,
Tu, licet et nostrum, dixit, Alexin ames.
Adstabat domini mensis pulcherrimus ille,
Marmorea fundans nigra Falerna manu;
Et libata dabat roseis carchesia labris,
Quae poterant ipsum sollicitare Jovem.
Excidit attonito pinguis Galatea Poetae,
Thestylis et rubras messibus usta genas.
Protinus Italiam concepit, et arma virumque —

Was hat nun Martial Böses ausgesagt? Böses, das Virgils Namen befleckte? Nichts. Ich lerne

*) Lib. VIII. 56.

Virgil aus diesem Epigramm bloß als einen glücklichen Dichter, als einen ungemessenen Günstling seines Herrn, und, wenn man will, als einen feinen Wollüstling, kennen, anders nicht. Seine geraubten Güter hat er zurück; reiche Geschenke nach reichen Geschenken; ihm steht der schöne junge Alexis bei Mäcen kaum an, und sogleich ist er sein eigen. Da sitzt nun Virgil an seiner Göttertafel, und sein schöner Ganymedes vor ihm! Bei solchem Ganymedes läßt sich freilich seine vorige feiste Landschöne, Galatea, wohl vergessen; da läßt sich wohl ein arma virumque anstimmen. — Man siehet, wo Martial mit seinem hinkenden Schlusse hinaus will; aber im mindesten nicht auf Virgils Ehre. War es denn Schamlosigkeit, einen Alexis von Mäcenas zum Geschenke annehmen, ihn lieben, sich an ihm, als Mundschenken, bei Tafel erfreuen, schöne Leute und, nach römischer Wirthschaft, schöne Knaben um sich zu sehen? Ich weiß nicht, welcher Ehrbare nicht in der Stelle Virgils, in seiner Gunst Mäcenas, in seiner feinen Art, diese Gunst zu genießen, seyn könnte. Von bösartiger Anspielung sehe ich im Epigramm ganz und gar nichts. Und ist Martial wohl der Mann, so etwas zu verschweigen, wenn er's hätte sagen können? Ist er nicht eben der, der gewiß zuerst die berüchtigte virgilianische Ekloge angezogen hätte, wenn sie ihm unter einer bösartigen Allegorie, und nicht anders, hätte bekannt seyn müssen? Ein böser Witzling, wie er, hätte Virgilen gewiß nicht so höflich durchwischen lassen, wenn er Schamlosigkeit als Virgils Hauptvergnügen gekannt hätte.

„Schon aber Apulejus *) deutet ja die berüch-„tigte Ekloge auf seine Liebeshändel mit dem „Alexis.“ Gut! ich nehme sein Wort für etwas mehr als Deutung, für Zeugniß an; und wofür mehr kann ich's nehmen? Virgil also habe sein Schäfergedicht auf den Knaben seines Freundes gemacht: er sey's, der unter dem Namen Corydons spreche, und fühle, und seufze, weil es Apulejus sagt. — Wozu aber sagt es Apulejus? Etwa um Virgils Unmäßigkeit zu tadeln, und seine bösen Sitten zu schelten? Umgekehrt! Mitten unter Apologien für die Liebhaber der Schönheit führt er ihn noch mit einem Lobe der Bescheidenheit an, daß er der Namen seiner Günstlinge im Gedichte geschonet. Schlechtes Lob! wird man sagen, über eine tadelnswerthe Handlung; elende Bekleidung eines Fehlers, ihn namenlos zu begehen! Aber wo mag der Fehler, die tadelnswerthe Handlung denn bei Apulejus wohnen?

Ich mag keine neue Vertheidigung der Sokratischen Liebe übernehmen, da schon mehr als einer sie vertheidiget hat; ich betrachte Virgil nicht mehr als Sokratischen Liebhaber seines Alexis, sondern als den Liebessänger desselben; und welch ein brennender Liebesgesang? wer könnte die Flamme noch entschuldigen? — Ich bin's, der sie entschuldigt; und eben der Apulejus, der meinen Eklogisten für einen Liebessänger in seinem, obgleich verdeckten, Namen angibt, mag ihn auch rechtfertigen. Er

*) Apul. Apolog.

rede: Quanto modestius Mantuanus Poeta, qui itidem, ut ego, puerum amici sui Pollionis Bucolico ludicro laudans. — — Wie? so ist Virgils Ekloge, nach Apulejus Zeugniß, bloß ein scherzhaftes Lob=, ein scherzhaftes Hirtengedicht gewesen? so unschuldig, daß Apulejus sich nicht sicherer stellen kann, als mit ihm in eine Klasse? so unschuldig, daß es zu Apulejus Zeiten offenbar nur für einen Spaß, für eine scherzhafte Tändelei galt? — Was soll denn Apulejus gegen ihn; er ist der beste Freund für ihn.

Und was ist wahrscheinlicher, als Apulejus Nachricht? Ich stelle mir den hübschen Jungen des Pollio, und das schamhafte Jungfrauengesicht, den züchtigen Virgil, vor, wie er nach ihm schielet; wie er sein Auge an ihm weidet, ihn lobet, ihm liebkoset. Pollio macht die Sache zum Spaße: sein Freund soll erst ein Corydon werden; soll erst um Alexis werben. Virgil wird Corydon: er verwandelt sich in einen poetischen Schäfer: ahmt Theokriten nach, und setzt sich nach Sicilien mit seinem Alexis. Da klaget er den Wäldern ungefühlte Leiden: da ächzt er über seine unempfundene Verzweiflung: da seufzt er über seine Verachtung, über die Sprödigkeit seines Lieblings — da wird seine zweite Ekloge. Ein feines Lobgedicht auf Alexis, eine schöne poetische Liebeswerbung — werth eines schönen Knaben, werth eines Alexis.

„Ja, aber alte Sage, historische Tradition!" Was Tradition? Sie hat sich aus Martial, aus Apulejus, und wo weiß ich mehr her? entsponnen,

und Martial und Apulejus strafen die Tradition selbst Lügen. Der eine schweigt, der eine nennt es ein „scherzhaftes Lobgedicht"; ich habe Zeugen, die älter sind, als die Tradition.

Aber das ist Schade, daß man auf der andern Seite rettend fast immer zu weit gegangen, und damit Virgils guter Sache selbst geschadet. Die Ekloge soll bloß poetisches Exercitium, soll ganz ohne die geringste lebendige Anspielung, Corydon und Alexis sollen ganz romantische Wesen seyn, und dieß ist freilich nach dem, was Martial und Apulejus sagen, zu viel verneinet. Virgil kann immer der verkleidete Corydon, Alexis immer der schöne Junge des Pollio, die Ekloge immer ein Individualgedicht seyn: nur ist es eine poetische Maskerade; ein feines Lobgedicht, ein ludicrum, nach Theokrits Manier.

Man thut also am besten, wenn man diese entwickelt, wenn man die dem Griechen nachgeahmten Stellen anmerket, wenn man zeigt, daß der ganze Bau des Gedichts keine Halbgeschichte, und keine Halbpoesie zulasse, daß der Poet nach seinem Plane einmal so habe dichten müssen, daß — doch was zähle ich das her, das in der letzten, schönsten Ausgabe Virgils so fein und genau *) erfüllet worden. Es ist keine Partheilichkeit, wenn ich bekenne, daß die Heynische Ausgabe Virgils die erste in ihrer Art sey, und daß sie in dem bisher so sehr versäumten Geschäfte, einen Schriftsteller des Al-

*) Eclog. II. p. 14. etc.

terthums in dem eigenen Geschmacke desselben, jedes Wort und jede Note an ihrer Stelle, neu und unentbehrlich, ohne den Dunst unendlicher Parallelstellen und unbrauchbarer Citationen, mit dem stillen Fleiße, und dem ruhigen Gefühle der Schönheit — ich sage, einen schönen Schriftsteller des Alterthums so zu commentiren, dazu macht die Heynische Ausgabe Virgils Epoche.

Kritische Wälder.

Drittes Wäldchen.

Vorrede.

Ein Kunstrichter soll nichts anders als ein böses Herz haben können — ist dieß, so wehe dem Verfasser der kritischen Wälder. Er hat mit Grimm und Bitterkeit, er hat, weiß Gott, aus welchen schwarzen Gründen und zu welchen bösen Absichten geschrieben — niger est! —

Also muß ein Kunstrichter ein böses Herz haben! Warum? weil er Fehler aufsuchet; und wer Fehler aufsuchet, der — Aber mit einer Erlaubniß! wenn er sie nicht aufsucht, nicht aufsuchen darf, wenn sie ihm in vollem Maße selbst zuströmen? — Dann sollte er sie bedecken! Fehler bedecken, das thut die Menschenliebe! — Bedecken also? aber wenn sie sich nicht bedecken ließen, wenn sie, bedeckt und mit einem sanften Vehikulum verschluckt, um so schädlicher wären, ist's da nicht doppelte Menschenliebe, sie zu entlarven? Doppelte Menschenliebe; denn so wird der junge unerfahrene Leser gewarnet, sie nicht für Tugenden anzusehen und an-

zunehmen: der fehlerhafte Schriftsteller selbst, wenn er noch zu bessern ist, gebessert, oder wenigstens dahin gebracht, nochmals zu prüfen, auszutilgen oder zu verstärken. Ich sehe in keinem Falle nutzlosen Menschenhaß.

Was der wehende Wind wachsenden Bäumen ist, Stärkung ihres Stammes, das ist der Widerspruch unseren Meinungen und Lehrsätzen. Ein freundschaftliches Gespräch, ein Pro und Contra im Umgang, oder im lebendigen Vortrag, bringt oft weiter, als hundert einsame Diskussionen auf einem und demselben Pfade. Dort wird jede Idee gewandt, ventilirt, geprüft, und also entweder bestärkt, oder geschwächt: der Geist wächset in dem Zwiste der Akademie, wie der Leib in den Uebungen der Palästra.

„Aber dazu sind Journale, Zeitungen!" Auch meine kritischen Wälder mögen so etwas seyn, und wollen noch mehr seyn. Ein Journal gibt Auszüge und nur über dieß und ein anderes Einzelne seine Meinung: der Zergliederer eines ganzen Buchs thut mehr, als — vielleicht selbst sein Verfasser gethan. Sich in den Plan des Ganzen setzen, hier und im Einzelnen auf die Fehler oder Schönheiten zeigen, ergänzen, das thun vielleicht nur einige Journale; das ist so schwer, als selbst schreiben,

und eben bei dem elendesten Buche am schwersten. Klotzens Münzbüchlein wird ihm nicht die halbe Arbeit gekostet haben, die seine Analyse mir; vielleicht aber wird diese auch um die Hälfte nützlicher werden können, als jenes selbst.

Sollte mein Zeugniß hierin nicht gelten, so mag der englische Swift *) zeugen: er gibt so umständlichen Zergliederungen einen Werth, von dem ich mir gern auch nur die Hälfte zueignen wollte. Eben daher wird man auch das oft Kleinfügige in meinen Disputationen entschuldigen. Sollte das Ausgefundene oft nicht wichtig seyn, so suche man an der Methode selbst zu lernen.

Ich habe dazu Schriften gewählt, die bekannt genug waren, und über die, wenn ich gefehlet habe, ich wenigstens auf meine Kosten fehlte. Von Lessing's Laokoon erinnere ich mich keine einzige Erinnerung, die ich gemacht, sonst gelesen zu haben, und über Klotzens Schriften war, was ich urtheilte, auch noch nicht geurtheilt. Da ihr Verfasser sich der meisten Zeitungen und Journale in Deutschland versichert hat, und diese doch leider! für das Publikum schon gelten: was war nicht der Mann geworden? und was sind seine Schriften? Was ist

*) Vertheidigung des Mährchens von der Tonne.

nicht Riedel geworden? und was sind seine Theorie und seine Briefe?

Hier den Ton der Gleichheit und des Verdienstes herzustellen, jene lobschreienden, alles überschreienden Stimmen etwas zu mäßigen, das war meine Absicht. Lessing's Laokoon war, dünkte mich, noch nicht würdig gelobt: denn er war noch nicht bis auf sein Wesen durchdrungen; Klotzens Schriften überschwänglich gelobt, und verdienten nicht, angesehen zu werden. Riedels Theorie übermäßig gelobt, und ist das mittelmäßigste, unordentlichste Werk, das ich mir bei einer Theorie denken kann. Hier der Kritik die Stimme der Freiheit wieder zu geben, das Unwürdige öffentlich zu tadeln, damit dem Verdienste sein Lob noch angenehm seyn könnte — das war meine patriotische Absicht!

„Aber so ernsthaft, so bitter!" Noch immer patriotischer Ernst! Ich mag die süßtönende, lammartige Stimme nicht; mag nicht den schmeichelhaft sich bückenden Ton, in dem die sprechen, die wieder gelobt seyn wollen. Man tadle mich! man tadle mich heftig! ich mag nicht kriechen; und wenn es Mode des Jahrhunderts wäre!

„Ernsthaft also, aber warum bitter? warum mit Galle?" Mit Galle gegen die Person im geringsten nicht. Da ich nicht das Glück habe, in Halle

oder Erfurt zu leben, warum sollte ich den Lehrern daselbst ihren Beifall beneiden, aus Eifersucht schmälern, aus Habsucht an mich ziehen wollen? „Aber mit Bitterkeit gegen den Schriftsteller, und „dazu unwürdig, unhöflich, ungezogen!" Die Vorwürfe sind hart, und sie wären siebenfach hart, wenn man sie von meinem ersten Wäldchen sagen könnte! Aber in einem Zeitpunkte, wo das Schmeicheln Mode wird, wo der Geschmeichelte mit dem Publikum, mit Welt und Nachwelt im hochtrabendsten Tone spricht, und auf seinen eingebildeten Werth so sicher rechnet, als der Kaufmann auf seine Papiere — wie? ist's da dem Patrioten so unverzeihlich, wenn er auch in der Gegenstimme ausschweift? wenn er seinen rechtmäßigen Tadel mit Feuer sagt? O sollte mancher so viel zurückzahlen müssen, als er unrecht zu empfangen gewußt, wie viel ist er noch schuldig! — Und zu dem, ist hier wohl die Hälfte der Ungezogenheiten, die die Klotzische Bibliothek gegen die besten Schriftsteller Deutschlands bewiesen? Und ist bei einem Klubb, wo sanfte Kritik den Lauf des Muthwillens nicht stören kann, ein anderer Weg möglich?

„Aber warum namenlos, aus dem Dunkeln hervor?" Habe ich's nicht schon gesagt: mein Name ist keine Sünde! War mein Buch wider den Cha-

rakter der Ehrlichkeit seines Schriftstellers, war es wider die Religion und den Staat, so ging es die Censur, so sollte es nicht gedruckt werden! Und in diesem Fall allein ist der Name des Schriftstellers und seine Person in sein Werk verflochten! — Aber nun! nichts als kritische Streitigkeiten, Ventilationen dieser und jener Frage, Zergliederungen von Schriften, um den Werth und Unwerth derselben zu zeigen — wozu da der Name? Der Verfasser darf ihn nicht, und wird ihn auch nie entdecken: er wird nie das Buch unter die Kinder seines Namens aufnehmen: denn es war nicht dazu. Es war bloß für eine Zeitverbindung geschrieben, die der Literatur schädlich ward: in einem Tone geschrieben, der für das Ohr dieser Zeitverbindung eingerichtet war: über Sachen, wovon damals jeder sprach und schwatzte. Er kann also wohl einmal einzelne Materien ausheben, und für die seinigen erkennen, die etwa dauern können: der Wald selbst aber hat keinen Namen — ἀγώνισμα μᾶλλον, ἢ κτῆμα ἐς ἀεί.

Analytischer Inhalt.

Ueber Klotzens Schrift vom Münzengeschmacke.

1. Rettung der Münzgelehrten, die mehr thun, als schmecken. Einführung der Geschmackslehre auf Münzen mit andern eben so nutzbaren Zwecken.
2. Vorzeichnung zu einer historischen Theorie des Geschmacks alter und neuer Münzen. Vorzüge der griechischen Numismatik erklärt, aus ihrem Nationalcharakter, aus ihrer Succession auf die Aegypter in der Bildersprache, aus ihrer Religion, ihren Allegorien von Städten und Ländern, abzubildenden Sachen und Begebenheiten, Personen und Inschriften, aus ihrer Bilderdenkart und poetischen Kultur des Publikums — alles im Kontrast unserer Zeiten.
3. Hiernach eine pragmatische Münzengeschichte des Geschmacks. Prüfung der Klotzischen Ideen darüber. Ob sich auf alten Münzen nur schöne Gestalten finden? Ob Winckelmann seine Gesetze der Allegorie

für Münzen gegeben? Ob eine Münze freies Kunstwerk sey? Ihre wahre Natur ist symbolisch.

4. Wie weit sich aus Münzen auf den Geschmack einer Nation schließen lasse? Nach Einer, nach allen griechischen, nach den römischen, nach den gothischen und barbarischen der mittlern Zeiten; nach der Numismatik unserer Zeit geprüft. Wunsch nach einem numismatischen Goguet.

5. Wie fern die bildenden Künste die Denkart des Künstlers verrathen? Wie fern eine Münze dieß kann? Ob sie die Denkart des Fürsten schildere? Proben der Albernheit dieses Satzes. Ob der moralische Charakter ganzer Nationen auf Münzen zu suchen sey? Beispiele an den mittlern Zeiten, Holländern und Deutschen.

6. Wenn Münzen vom Geschmack der Nation zeugen sollen, so müssen sie ein Werk des Publikums, und ein freies Kunstwerk seyn. Ob sich von ihnen die Bildung des Geschmacks anfange?

Kri-

Kritische Wälder.

Drittes Wäldchen.

Ueber die Schrift: *)

Beitrag zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen vom Hrn. geheimen Rath Klotz, Altenburg 1767.

1.

Geschmack aus Münzen. „Vielleicht äu„ßern einige Antiquarien unsers Vaterlandes über „meine Absicht, das Wachsthum und den Verfall „des Geschmacks und der Künste bei einem

*) Es bedarf hier nur angemerkt zu werden, was der Verfasser in der ersten Ausgabe in einigen Paragraphen durchführt: daß die Klotzische Schrift weder schön im Vortrag, noch ein Beitrag zur Geschichte, noch in einem würdigen Tone geschrieben sey; daß ferner Klotz aus Addison's Gesprächen über den Nutzen und die Vorzüge der alten Münzen vieles entlehnt und rednerisch ausgeschmückt habe, wozu die Stellen als Belege angegeben sind.

Anm. d. Herausgeb.

„Volke aus dessen Münzen zu zeigen, eben
„die Verwunderung, mit welcher man vor
„Zeiten die entzückungsvolle Aufmerk=
„samkeit begleitete, die die Augen des Ni=
„kostratus auf des Zeuxis Helena geheftet
„hatte. Ich wünschte, daß ich mich durch
„das Bewußtseyn größerer Verdienste
„und Einsichten in die Kunst berechtigt
„fühlte, mit dem edlen Stolze des Mah=
„lers ihnen antworten zu können: „Ihr würdet
„euch nicht wundern, wenn ihr meine Augen
„hättet.“ Es ist gewiß, daß viele Personen
„einerlei Gegenstand betrachten, und gleichwohl
„viele nicht dasselbe an ihm bemerken können, was
„sich dem Auge eines einzigen in einem
„reizenden Glanze darstellt. Manchen
„wird der Anblick einer gothischen Kathedralkirche
„eben so sehr rühren, als des Pantheons zu Rom,
„und die Entzückung, welche Pietro di Cor=
„tona bei dem Anblicke des Pferdes des Marcus
„Aurelius in dem Hofe des Kapitols die Worte oft
„ablockte: „So gehe doch fort, weißt du nicht,
„daß du lebendig bist?“ kann von den wenigsten
„auch nur begriffen werden. Wie viele
„Künstler waren nicht von jenem Rumpfe einer
„alten Bildsäule weggegangen, ohne die glückliche
„Entdeckung gemacht zu haben, die Michel An=
„gelo fand! Er bemerkte bloß an ihm einen ge=
„wissen Grundsatz, welcher, nach Hogarths Urtheile,
„seinen Werken einen erhabenen Geschmack
„gegeben, der den guten Stücken des Alterthums
„gleich kommt. Ich glaube, daß Addison aus

„einer Empfindung, die er sehr oft in „seinem Leben erfahren haben muß, die „Vorzüge eines glücklichen Geistes geschildert habe. „Ein Mensch, sagt er, von einer geschärften Einbil= „dungskraft, wird in mancherlei große Vergnügungen „geführt, die der gemeine Mann zu bekommen nicht „fähig ist u. s. w.“*) So aufmerksam man bei Er= zählung solcher vornehmen Empfindungen und Erfah= rungen seyn mag, wer kann dem geschmackvollen Autor bis auf Felder und Wiesen folgen?

Er fährt epanorthotisch fort:**) „wie verschie= „den sind nicht die Absichten, welche die Gelehrten „bei dem Studio der alten Münzwissenschaft ha= „ben! Unter einer großen Anzahl derer, welche sich „damit beschäftigen, habe ich nur sehr wenige „angetroffen, die einen andern Nutzen davon „zu ziehen gewünscht hätten, als welchen der ge= „meine Haufe der Antiquarien bei seinen müh= „samen Arbeiten kennet. Zufrieden mit sich selbst „und vergnügt über die Lasten, welche sie ihrem ge= „duldigen Gedächtnisse auflegen, lachen diese be= „staubten Männer über unsere gutgemeinte Frage, „ob sie auch in den Tempel des Geschmacks gehen „wollen? und antworten muthig: Nein! dem „Himmel sey Dank, das ist nicht unsere Sache. „Geschmack ist nichts: wir besitzen die Geschicklichkeit, „fremde Gedanken durch lange Auslegungen zu er= „weitern; aber selbst denken wir nicht. Die nütz= „lichsten unter ihnen sind die, welche die alten Mün=

---

*) S. 3. 4. 5. 6 2c.
**) S. 6. 7. 8. 9. 10.

„zen um deßwillen lieben, weil sie ihnen Gelegenheit „geben, chronologische Untersuchungen anzustellen. „Ihre Arbeit müssen wir mit Dank erkennen, und „sie selbst verdienen ein aufrichtiges „Mitleiden, weil ihnen das Vermögen versagt „ist, bei ihrer Gelehrsamkeit zugleich das Vergnügen „zu genießen, welches andern ein guter Geschmack „gewähret. Spon, unterrichtet in den Geheim„nissen der Physiognomie, las die Denkungsart und „die Eigenschaften der Menschen auf dem Gesichte, „das ihm die Münze vorstellte, und Addison, hö„herer Gedanken fähig, verglich die Bilder auf Mün„zen mit den Gedanken der Dichter, und rechtfer„tigte hiedurch seine Hochachtung für das „Alterthum. Ich wünsche meinem Vater„land mehrere Nachfolger des letztern, und ich „werde mich freuen, wenn unsere Gelehr„ten künftig an den Gott der Künste und des Ge„schmacks eben die Bitte thun, die Ajax beim Homer „an den Jupiter that: O Vater, vertreibe die Nacht, „laß es helle werden, und gib, daß unsere Augen „sehen!“

Alle Hochachtung für Spons Sibyllenweissagungen, für Addisons Vergleichungen, für unserer Deutschen Ajaxe Gebet an den Jupiter, oder für das Gebet des ägyptischen Cynocephalus, daß der helle Mond wiederkehre; indessen dünkt mich doch das „aufrichtige Mitleiden“ mit allen Gelehrten, die nicht, wie Kloß, an einer Geschichte des Geschmacks der Völker, Zeiten und Künste, aus Münzen, arbeiten, sehr entbehrlich. Es wäre umsonst, die Nutzbarkeit des Münzenstudiums zur

Geschichte, Chronologie, Geographie, Naturwissenschaft, Mythologie, Rechtslehre und der ganzen Kenntniß des Alterthums, erweisen zu wollen, da solche, in dieser Wissenschaft große, Namen vor dieser Materie stehen, oder da viele, welches noch besser ist, durch ihr Beispiel die Sache selbst erwiesen haben. Nur so viel also gegen Klotz, daß die Bearbeitung der Münzwissenschaft aus einem andern Gesichtspunkte, er sey nun Geschichte, oder Rechtsgelahrtheit, oder Mythologie, oder eine Theorie der Medaillen überhaupt, noch gar nicht dem Geschmack an Münzen widerspreche, ihn nicht verdränge; ihn vielmehr voraussetze, und mit ihm als Führer einerlei Reise thue. Hier den Geschmack als ein entlegenes eigenes Land ansehen, ist eine Aussicht nach Utopien hin, und eben so viel, als lebenslang die Logik studiren, ohne sie und alle ihre Zauberkünste jemals anzuwenden, sich lebenslang den Geschmack zu kitzeln, ohne sich einige Nahrung dadurch erschmecken zu wollen. Der wahre Tempel des Geschmacks ist nicht eine orientalische Pagode, ein Ruhesitz, wo man als am Ende seiner Wallfahrt sich niederläßt; er ist vielmehr wie der Tempel des Marcellus gebauet; die Pforte des Geschmacks, auch in Münzen, ein Durchgang zur Wissenschaft: zur Wissenschaft, welche es wolle.

Der Pöbel der Münzverständigen freilich — aber wer wollte sich (es sey nun zu eigenem Lobe, oder zum Tadel anderer) unter den Pöbel mischen? Die nutzbaren, die würdigen Münzgelehrten gerechnet; und bei denen sollte ihre Gelehrsamkeit dem Geschmacke widersprechen müssen? dieser von jener

nicht oft eine Gesellinn, oft gar eine verdeckte Minerva haben seyn dürfen, selbst wenn es auf wissenschaftliche Untersuchungen ausging? — Nicht zweifeln soll einmal diese Frage; sie soll bloß die Erinnerung wecken. Wie? alle die großen Bearbeitungen in den Feldern der Numismatik, ohne Geschmack der Münzen bewerkstelligt? unter allen um diese Wissenschaft so verdienten Namen, wäre ein Addison und Klotz das einzige Duumvirat des Geschmacks? Jene Münzensammler und Münzenerklärer, weil sie nicht offenbar und allein vom Geschmacke schrieben; weil jener einen Theil der Geschichte, dieser einen Theil der Alterthümer, ein anderer einzelne Stellen der Alten und ein vierter die Chronologie aus Münzen aufgeklärет: darum sollten sie vom Geschmacke nichts gewußt? nicht die Schönheit der Bilder, und das Bedeutende der Allegorien, und die Weisheit der Inschriften gefühlt haben, an denen sie eine so unersättliche Augenweide fanden? Nicht im Mechanischen der Münzen Geschmack besessen, dafür sie eben auch in der Abbildung sorgten, und das mit Entzücken priesen, was sich nicht abbilden ließ? Wie? daß sie bei diesem Selbstgefühl nicht stehen blieben, und eben mit der Erfahrenheit ihres Auges, und mit der Gelehrsamkeit ihres Geschmacks höhere Zwecke auszurichten suchten; nicht mit dem Instrument prahlten, sondern lieber Werke aufwiesen, die ihr Instrument in stiller Werkstätte verfertigt; soll dieß ihnen gegen den zum Nachtheile*) gereichen, der nichts als sein Instru-

*) Schon lange haben gründliche Kenner des Alterthums es

ment vorzeiget, der bloß von Geschmacke redet, ohne, was er damit zur anderweitigen Nahrung ausgekostet?

Klotz hat ungefähr sagen wollen, daß es Leute gebe, die bei einer Münze vorzüglich auf Gelehrsamkeit sehen, und bei denen dieser Hang zur Belesenheit das, was er Geschmack nennt, verschlinget; daß es Leute gebe, die bei einer Münze das Mechanische der Kunst richtig im Auge haben, und (man nenne dieses nun Kunstwissenschaft oder Kunstgeschmack) von ihnen, als Geprägen, urtheilen, und wenn sie muntern Geistes sind, sich über ein Kunstbild freuen können: daß es endlich auch Leute gebe, die vorzüglich auf das Schöne ihr Auge richten, und weder von Gelehrsamkeit noch dem Kunstmäßigen Hauptwerk machen. Wir wollen jene Münzgelehrten, die mittlern Kunstkenner, die letzten Liebhaber nennen; sie sind alle drei unterschieden, ihre Unterschiede aber fließen, so wie die Farben eines Regenbogens, oder eines spielenden Seidengewandes, in einander. Der Künstler kann mehr oder weniger Liebhaber, der Gelehrte mehr oder weniger Kunstkenner, der Liebhaber mehr oder minder Gelehrter seyn. Nichts schadet dem andern, eins muß dem andern aufhelfen; und der wahre Philosoph der Nu=

---

beklagt, daß man so gern mit einigem schönen Blendwerk aus den Alten davon prahle, ohne die Antiquität zur Wissenschaft anzuwenden. Noch neulich hat Ernesti in der Vorrede zu seiner Archäologie darüber geklagt, daß diese versäumt — er hätte dazu setzen können, daß sie nach der neuesten Mode gar verspottet werde.

mismatik ist alles Drei. Niemand also zum Nachtheile, wenn er seine Münzwissenschaft auf Chronologie, auf Geschichte, auf Genealogie, auf Alterthümer gewandt: hätte er dem Publikum auch nichts als solche wissenschaftliche Untersuchungen geliefert, und den Geschmack an Münzen für sich behalten — unbeschadet! Köhlers historische Münzbelustigungen mögen nichts als historische Belustigungen, Gatterers Theorie der Medaillen nichts als Theorie der Medaillen; Vaillants Münzenreihen der Könige, Städte und Kolonien nichts als numismatische Geschichte seyn: das Schöne, das überdem gesehen und gefühlt werden kann, finde jedes Auge, jede Seele von selbst; wenn ihm nur das Bild des Schönen vorgehalten, wenn auch nicht jede Seite herab Geschmack gepredigt wird — denn überhaupt läßt dieser sich wohl wenig predigen.

Von jeher sind darüber Beeinträchtigungen genug entstanden, daß Ein Gelehrter, oder überhaupt Ein Werkmeister die Arbeit einer andern Gattung über die Achseln angesehen: und es wäre Zeit, solche Blicke wenigstens öffentlich einzuhalten. Der Münzenschmecker, der auf das Schöne ausgeht, wirft dem Münzenkenner, der auf das Seltene, auf das Gelehrte, auf das Erläuternde sieht, vor, er habe nicht seine Augen. Habe er doch nicht! Hast du denn die seinigen? Wollte jeder nur das Schöne auf Münzen erjagen, wer würde sich um die Zeitpunkte bemühen, da es nichts Schönes auf Münzen gibt? Wer das Rechtmäßige, das Urkundliche, das Zeitberechnende, das bloß Seltene, auf ihnen bemerken? Und ob dieß etwa nicht auch nöthig oder

nützlich? Freilich sagt Heusinger zu viel, daß sich über die Münzen des mittlern Zeitpunktes ein so schönes Buch als Spanheim schreiben ließe; nicht aber ein so nützliches Buch. Der Rechtsgelehrte, der Diplomatikus, der Geschichtschreiber, der Alterthumskenner Deutschlands und so viele fleißige Beispiele reden. Sollten wir nun einen Joachim mit Mitleiden ansehen, weil er kein Klotz ist, und die Verdienste eines Gatterers übersehen, weil er auf keine Ikonologie des Schönen arbeitet? Unbilliges Achselzucken! So bleibt eine der nützlichsten Quellen von Urkunden unberührt, die nach unserer jetzigen Weltverfassung in guten Ausflüssen ausgebreiteter seyn dürfte, als bloß ein Gericht vom Münzengeschmacke.

2.

Noch habe ich erst nach Grundsätzen zur Theorie des Geschmacks auf Münzen nachgesucht: nun aber ein Beitrag zur Geschichte des Geschmacks? Auch mir ist die Numismatik vorzüglich eine Aesthetik des Schönen, und eine Urkunde zur Geschichte der Völker, und, da ich in dieser überhaupt am liebsten die Geschichte des menschlichen Geistes studire, nach allem Betracht eine Geschichte des Geschmacks auf Münzen. Welch ein Geschenk! So nahm ich das Klotzische Schriftchen zur Hand und — — legte es mit der beschämten Miene weg, mit der ein Bogenschütze den lieben Bogen weghängt, den er freudig und hoffnungsvoll nahm, mit dem er aber — — nichts getroffen.

Nichts thun, als den Geschmack der Alten auch

von Münzen herab loben, und in allgemeinen Ausdrücken preisen — kommt heute etwas zu spät: hierüber liegen schon Denkmale und Sammlungen der Welt vor Augen, daß man sich eine Lobrede in's Allgemeine hin, ohne Beispiele, und fast ohne Grundsätze, ersparen kann. Nichts thun, als den Geschmack der mittlern und neuen Zeiten fein lächelnd auszischen, oder ansehnlich ausschelten — immer auch zu spät, da schon so viele Klagen vergebens in die Winde verflogen sind, und selbst bessere Bemühungen nichts ausrichten können. Am besten also, weder preisen, noch tadeln; sondern — erklären. Die Alten sind auch in diesem Stücke so weit vor; was hat ihnen dahin geholfen? wir ihnen so weit nach; was hält uns zurück? was hat uns so lang zurück gehalten? — — Auf die Weise steigt man in die Tiefen der Geschichte alter und neuer Zeiten, und kann die schwere Frage lösen: wie weit können wir ihnen auch in diesem Felde nachahmen? wo sie erreichen? wo sie übertreffen? und so wird eine Geschichte des Geschmacks auch auf Münzen für unsere Zeit pragmatisch.

Da Klotz sich auf diesen schlüpfrigen Weg nicht hat begeben wollen, und ich in allem, ohne welches ich keinen Beitrag zur Geschichte des Geschmacks mir denken konnte, meine Erwartung betrogen fand, so entwarf ich, wie sie mir einfielen, einige Linien, die wenigstens zeigen mögen, daß ich über diese Materie geschichtmäßig und antiquarisch nachgedacht hatte: ein Riß, aber nur ein unvollendeter Schattenriß, den ich dem künftigen Verfasser einer Theorie und Geschichte der Medaillen übergebe.

1. Die Numismatik, als Kunst und als Wissenschaft, ist, so wie jede Wissenschaft und Kunst, die Produktion einer Nationalgesellschaft. Aus der Verfassung der Regierung, der Denkart, der Religion, den Unternehmungen, den Zwecken, den Bestrebungen eines Volkes muß sich also Ursprung, Blüthe, und Verfall dieser sowohl, als jeder andern Kunst und Wissenschaft erklären. Nun will ich nicht vom Ei der Leda anfangen, wie es mit Nationen stehe, die keine Münzen haben und brauchen; welches Volk sie in Gang gebracht; wie die ersten Münzen, die niemand gesehen, ausgesehen haben u. s. Warum, frage ich allein, warum kamen die Münzen in Griechenland und Rom zu dem Glanze, daß sie Vorbilder, und meist unerreichte Vorbilder der Neuern seyn können?

Die Liebe der Griechen zum Schönen bleibt wohl die erste Triebfeder auch hier. Sie, die von Dichterideen die erste Bildung ihrer Jugend erhielten: sie, deren Auge überall das Schöne zu erblicken gewohnt war, im Schooße der wollüstigen Natur geboren, und an den Brüsten schöner Kunst genähret — sie sollten das Metall, das ein Kennzeichen des Werths für ihre Hand war, ohne Werth für Aug und Seele lassen? Sie eine Gold- oder Silberfläche, die der Nachkommenschaft bestimmt war, leer in die Hände derselben senden? Sie Tafeln, die täglich ihren Blick auf sich zogen, ohne Augenweide bei sich vorbeistreichen lassen? Das griechische Auge suchte Schönheit; eine griechische Seele Weisheit in Schönheit, und so ward auch ihre Münze der Schönheit und der schönen Weisheit,

der Allegorie, gewidmet. Gewiß! so natürlich, daß, wenn in dem Zirkellaufe der Weltveränderungen ein nordisches Volk auf den Platz des Commerzes und der Kultur getroffen wäre, auf dem jetzt die Griechen stehen, so gewiß ihre Münzen mit nordischer Wissenschaft, mit Buchstaben und Amuleten und Fratzengestalten überhäuft wären, so natürlich, daß der Grieche seine Münze der Schönheit und offnen Allegorie weihete — —

Der Charakter der griechischen Nation, der sich in allen ihren Nationalproduktionen zeigte, der muß sich, die Numismatik sey auch eine kleine, eine unbeträchtliche Nationalproduktion, nach Maß auch in ihr zeigen, und welche Triebfedern lagen also für diese, wie für alle Künste des Schönen, in der Nation!

Die vortrefflichste Bildersprache war ihr. Sie, die im Plane des Schicksals der Völker zunächst hinter die Aegypter trafen, und Kultur, Kunst und Weisheit, ja, wenn man will, auch politische Glückseligkeit aus den Händen dieses Reichs, wie einer ablebenden Matrone, empfangen, sie, die den über Völker und Zeiten fortgehenden Faden der Kultur des menschlichen Geschlechts da auffassen sollten, wo er zunächst aus ägyptischen Händen kam: sie erbten von diesen Allegoristen auch die reichste, die bedeutendste Bildersprache, die auf der Welt gewesen. Aus den Händen einer Nation, die überall Bedeutung suchte, und Bedeutung genug in ihn gelegt hatte, kam also ein Bilderschatz in die Hände einer Erbinn, die für ihr Theil nichts als Schönheit sehen und denken wollte. Reich, bedeutungs-

voll, schön, was kann man von einer Bildersprache mehr sagen?

So manche gelehrte Werke wir über dieß allegorische Alterthum haben: so fehlt uns eine wahre Geschichte der Allegorie noch, die das insonderheit zeige, wie aus der bedeutungsvollen Bilderlehre Aegyptens die schöne Ikonologie Griechenlandes zum Theil geworden? Und die Untersuchung hierüber ist sie nicht oft der Schlüssel zur Bildergalerie griechischer Dichtkunst, Kunst und Weisheit? Die Hieroglyphen der Aegypter, ihre hierographische und kyriologische Bildersprache behalten, oder verschönert, oder verbessert, wie manches hat sie in Griechenland hervorbringen können? Und wenn auch nur dieß, daß, da auf solche Art die Griechen einen Schatz von Bildern aus der Geheimnißdunkelheit der Aegypter gezogen, und auf den Märkten gleichsam dem Volke gemein machten, die schöne Bilderdenkart einer Nation entstehen können, die sich in allen Werken der Griechen und auch auf Münzen äußert —

In solcher Bildersprache sprach ihre Religion. Ihre Gottheiten waren dem Auge sichtbar, in schönen Gestalten sichtbar, in ihren Verrichtungen menschlich, in der Geschichte ihrer Tugenden und Schwachheiten dichterisch, in allem sinnlich. Es ist bekannt, welche vortreffliche Münzenfolge mit den Bildern der Götter und Göttinnen, der Schutzgottheiten einzelner Länder, Provinzen, Städte, Familien und Personen prange — wer kann ihnen diese nun nachbilden, so daß jede Gottheit, das, wie sie ihnen war, bliebe? Ueber eine Dreifaltig-

keit unter dem Bilde eines dreiköpfigen Janus lachen*), ist leicht, sehr leicht; aber ein besseres Bild der Dreifaltigkeit angeben, das die Probe griechischer Bildsamkeit hielte, wäre schwerer, ja unmöglich: dieses Bild also gar zur Vergleichung Unserer mit den Alten nehmen, ist unzeitig. Die Griechen hatten keine Dreifaltigkeit, wie wir; sonst würden sie dieselbe so wenig, als wir, haben bilden können. Unser Gott ist ganz über das Sinnliche der Kunst erhaben: die gewöhnlichen Vorstellungen der Dreieinigkeit in den Gestalten einzelner Personen von dem göttlichen Greise an bis an die himmlische Taube, sind nicht genugthuend: der Triangel bloß eine tropische Symbole: die Glorie mit dem heiligen Namen nichts als eine epistolische Hieroglyphe: die Wirksamkeit unserer Gottheit ist nicht bildsam: einzelne Schutzgötter hat unsere Religion nicht: die Vorsteherschaft besonderer Wesen über besondere Dinge kennet sie nicht — wer wird sich hier mit den Heiden vergleichen wollen?

Wo unsere Religion noch sinnlichen Vorstellungen Raum gibt, wo sie sich einer poetischen Bildersprache bequemt: da ist sie — orientalisch. Unter einem Volke gebildet, das ihr Gott auf alle Art von Bildnissen abwenden wollte, in Gegenden, die das Uebermenschliche suchten, in Nationen, die Verhüllungen des Körpers und Geheimnisse des Geistes lieber verehren, als das offne Schöne lieben wollten — im Geist und in der Sprache dieses Volks die sinnliche Bildersprache unserer Religion also geoffen-

---

*) S. 53.

baret; wer wird in ihr Offenbarungen für die Kunst suchen wollen? Ueber das Bild von der seligen Abfahrt Gustav Adolphs ist wieder leicht spotten*), und der Spott fast so verächtlich, als das Bild selbst; gar aber dieses Bild als einen Revers mit der römischen Vergötterung anführen, vergleichen wollen? Der Spötter gebe uns nach christlichen Begriffen eine Reihe solcher Verhimmlungen, als sich auf griechischen und römischen Münzen Vergötterungen finden, und wir wollen ihm danken.

Ich ward auf eine unangenehme Weise hintergangen, da ich des Mery Mahlertheologie in die Hand nahm, um meinen alten Wunsch ausgeführt zu lesen: wie weit sich von den vornehmsten Gegenständen unserer Religion mahlerische Vorstellungen geben lassen? Und eben so unangenehm getäuschet, da ich bei der Recension dieses Buches in den Actis litterariis**) ein genaues Urtheil, und die tief eindringenden Ergänzungen erwartete, die ein würdiger Kunstrichter jedesmal seinem Autor über solch eine Sache widerfahren lässet. Unser Künstler hat noch eine Ikonologie unserer Religion zu wünschen, die ihn nicht bloß vor unwürdigen Vorstellungen bewahre, sondern ihn mit würdigen Bildern versehe. — Auch auf Münzen ließe sich in keiner Sorte von Abbildungen eine solche Reihe abenteuerlicher, lächerlicher und unwürdiger Vorstellungen geben, als in dem, was an Religion trifft: wer wird aber durch solch ein Lachen Geschmack zeigen wollen? Den ersten besten Griff in eine Münzen-

*) S. 26.

**) Vol. III.

sammlung christlicher, und insonderheit der mittlern barbarischen Mönchszeiten, und man wird von Gott und Belial, von Himmel und Hölle, von Engeln und Teufeln, von Märtyrern und Heiligen Bilder finden, nicht geschwind genug zu überschlagen. Selbst die beste Vorstellung des Christenthums, die betende Miene, die knieende Figur der Andacht scheint nicht für einen ewigen, offnen Anblick der Kunst die beste, so häufig uns der gothisch-papistische Mönchsgeschmack damit beschenket hat. Das wahre Gebet flieht in eine stille Kammer: es will sich nicht zur Schau stellen lassen: die vor allem anschauenden Volke verzückte Miene kommt, bei dem langen Anblicke, der ärgernden Miene des Heuchlers zu nahe, und das ist noch eine der würdigsten Kunstvorstellungen aus unserer Religion!

2. Sinnbilder von Städten, Provinzen, Ländern geben auf den alten Münzen eine einfachere Bildersprache, als in Zeiten, da die Heraldik eine zusammengesetzte künstliche Wissenschaft geworden, die allein beinah die Lebenszeit eines Mannes fordert. Eine einfache Figur war dort die Symbole einer Stadt, einer Kolonie, eines Landes; unsere Wappen sind eine Zusammensetzung vieler Figuren, um deren Eine oft Ströme von Menschenblut vergossen, deren keine also, wo es die Ehre und das Erbrecht des Münzherrn erfordert, ausgelassen werden darf, an deren Einer in künftigen Zeiten vielleicht ein ganzes Land gelegen seyn kann. Nun ist's leicht, in solchem Fall über die mit Bildern beladnen Münzen der neuern zu

spot-

spotten *): aber wie zu ändern? Der Rechtsgelehrte, der Staatskundige, der Heraldikus künftiger Zeiten wird, da die Sache einmal so ist, uns für die geschmacklose Ueberladung der Münzfiguren vielleicht so danken, als ein Grieche vergangener Zeiten sie wegwerfen würde. Wie also, da es höherer Ursachen wegen nicht anders seyn kann?

Die Wappen, wie bekannt, sind eine Erfindung und Anordnung der mittlern gothisch-barbarischen Turnierzeiten; ihre Schilde und Kreuze, und Sparren und Bandstreifen, und Thierfiguren und Fahnen haben ihren Ursprung dem Zeitgeschmacke zu danken, der sich, als eine Vermischung des nordisch-gothischen, des spanisch-arabisch-ritterlichen, des barbarisch-christlichen Mönchsgeschmacks über Europa daherzog, Ritter- und Riesenkämpfe, Turnier- und Kreuzzüge gebar, und, er wäre, was er wolle, nur wenig Ideen von der Tapferkeit eines griechischen oder römischen Helden in sich hält — welcher Thor wird also diese unter jenen suchen? so verschiedene Geschöpfe ein alter griechischer und ein gothischer Held der mittlern Zeiten: ein römischer Patriot, der für sein Vaterland, und ein andächtiger Kreuzkrieger, der auch, aber für ein anders Rom, römisch gesinnet, für Papst und Kirche focht — so verschieden diese: so verschieden auch die Bilder ihrer Tapferkeit. In den Schilden und Helmen, in den Heroldsfiguren und Ehrenstücken, in den Lilien, die keine Lilien sind, in Drudenfüßen und Alpenkreuzen, in Kronen und Mützen, Helmdecken

*) S. 33. u. f.

und Wappenzelten, wird da wohl eine Dea Roma oder das einfache Sinnbild einer griechischen Stadt wohnen? — Einmal sind schon die Wappen höchst-verwilligte oder brüderlich beliebte Charakterzeichen der Personen, Familien und Länder, daher die Anordnung und der Plan der Wappen; das Herkommen hat sie geschlagen: jedes Fähnlein hat seine Rechte und Deutung, woran, nach unserer Verfassung, mehr liegt, als an einem Gericht Geschmack: sie sind Urkunden und Diplome — wer will sie ändern? wer, wo sie erscheinen müssen, als überladen schelten? Wer den Kaisern, Königen, Fürsten, Grafen und Herren, Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten, Ländern und Städten, Aemtern und Familien in Europa neue Gnadenwappen nach altem griechischen Geschmacke geben, daß sie doch nicht so gothisch-papistisch-barbarisch überladen aussehen? — Wer ist der Münzenlehrer vom Geschmack?

Zudem waren in den alten Zeiten der Griechen weniger Städte und Länder, die als Unterscheidungszeichen auf Münzen kamen, als jetzt. Ich weiß die ansehnliche Zahl griechischer Münzen von Städten und Kolonien, und auf römischen die öftern Bilder von eroberten Ländern und Provinzen; alles aber reicht auf keine Art an die dreißig tausend Wappen unserer Zeit, die Gatterer als die mindeste Zahl der zuverlässigen angibt. Die Münzen griechischer Städte waren patronymisch; jede hatte den Genius, oder den höhern Schutzgott, oder das Symbol ihres Orts, und damit wohl! Die römischen Münzen stellen die eroberten Provinzen nicht anders, als erobert vor:

sie wählten sich also ein Merkmal des Landes, wodurch sich dasselbe für sie, nach dem Gesichtspunkte ihrer Unwissenheit oder politischen Absichten unterschied, personificirten es zum Symbole: damit wohl! Wo reicht dieß aber an die Menge, an die Beschaffenheit, an die Bestandheit, an die politischen Rechte und Absichten der Wappen, der Unterscheidungszeichen unserer Länder, Städte und Provinzen? Man erlasse mir über Sachen von solchem Augenscheine alle leidige Gelehrsamkeit, die ich in solchem Falle immer lieber bei Kloß lesen mag. Die mittelmäßigste Kenntniß der alten und neuen Geschichte, so fern sie alte und neue Münzen erläutert, macht den himmelweiten Unterschied begreiflich, wie die Alten ihre Städte und Länder symbolisiren und personificiren und allegorisiren konnten, nach dem damaligen Zustande der Länderkenntniß, oder der politischen Absicht: und wie wir sie nach der Verfassung unsrer Welt andeuten müssen — hier vergleichen, heißt in den Wind vergleichen *)!

3. In Ansehung der abzubildenden Sachen und Begebenheiten überhaupt hat die numismatische Welt der Alten vor der unsern große Vorzüge. — Selten waren die dort vorzustellenden Sachen und Begebenheiten so verwickelt, so sehr mit Umständen begleitet, mit Bestimmungen umlagert, als in jetzigen Zeitläuften. Ein Sieg zu Lande oder Wasser hatte einmal seine Victorie mit dem Kranze in der Hand, seine Minerva, seinen Jupiter mit dem Adler, und andere Symbole, die in ihrer schö-

*) S. 55. 56.

nen Einförmigkeit so gern auf alten Münzen wiederkommen, und, so oft sie wiederkommen, noch immer dem Auge gefallen. Die öffentlichen Anreden und Geschenke, die Vergötterungen, Adoptionen, Vermählungen, Spiele, überhaupt die öffentlichen Gelegenheiten zu Münzen waren unverworrener, als jetzt, da man oft mit allen Bildern rings um die zusammengesetzte Idee herum gehet, ohne sie zu treffen, sie entweder halb und schielend ausdrückt, oder die Münze mit Symbolen überladen muß. Die Anlässe zu Münzen haben sich ins Große, und im Detail der anzudeutenden Umstände so sehr in's Kleine vermehret, daß mir grauet, über alle politischen, kirchlichen, gelehrten, kunst- und wissenschaftlichen Situationen und Merkwürdigkeiten unserer Zeit Münzen nach alter Art anzugeben, wo man sie fordert und fordern kann. Gatterer hat angemerkt, daß die französischen Münzen auf die Geburt eines Kronprinzen sämmtlich nicht die konkrete Idee ausdrücken, die sie ausdrücken sollen, sie sagen entweder zu viel, oder zu wenig. Und wie, wenn sich ein philosophischer Theorist der Medaillenwissenschaft nun überhaupt darauf einlassen müßte, die Vorstellung aller vornehmsten Merkwürdigkeiten unsrer politisch so verfeinerten Zeiten, nach dem Geschmacke der Alten zu verbessern! Welch Labyrinth! Ich sage kein Wort davon; denn wie viel wäre sonst zu sagen?

Wenigstens also nicht so ganz unsinnig, daß die neuern Münzen in ein topographisches, oder historisches, oder Ceremoniendetail *) abgewichen sind,

---

*) S. 52. 33. 34.

das die Alten nicht haben. Die heutigen Zeit- und Staatsläufte sind damit überhäuft, wie konnten die Bilder derselben frei bleiben? Geburt und Tod, Schlachten und Siege, Belagerungen und Eroberungen, Krönungen und Jubelfeste, Stiftungen und Friedensschlüsse, Aemter und Stände sind mit einem Getümmel individualisirender Umstände begleitet, die diese Begebenheit von allen ähnlichen Begebenheiten unterscheiden sollen. Nun ist freilich hier die Regel leicht zu geben: Abstrahire von allen diesen konkreten Umständen einen Hauptbegriff, kleide ihn in Bild nach Art der Alten, und du hast eine Münze von Geschmack; allgemein hingesagt ist dieß Recipe, misce, fiet, leicht; aber anzuwenden? Daß jedesmal die Sache nur eben die bleibt und keine andere wird? Daß unter dem abstrakten Begriffe im Bilde nicht die konkrete Begebenheit verschwinde? Wahrhaftig schwerer! und ein vollständiges Repertorium besserer Vorstellungen geben im Geschmacke der Alten, und doch, daß unsre Welt omnimod angedeutet werde, vielleicht unmöglich. Ueberweg also vergleichen, trifft nicht. Das Mittelstück der Vergleichung schwankt; die sinnlich abzubildende und abgebildete Welt der Alten ist nicht mehr unsre Welt.

Nichts weniger, als daß ich hiemit die topographischen Beschreibungen unsrer Schlachten und Siege, die Risse unsrer Städte und Festungen, das Getümmel von Figuren bei einer Krönung oder Ankunft, das Gewühl von Kriegsgeräthschaft bei einer Belagerung, das lächerliche Freudenleben bei manchen Jubelfesten, alles Kinderzeug bei Geburten, und Himmelsanstalten bei dem Hintritt eines W

oder Hochseligen retten oder loben wolle. Wer mag alle unzeitigen oder gar lächerlichen Münzhistorien lange ansehen? Daß aber überhaupt unsere Münzvorstellungen mehr ins Historische, ins genau Bestimmende einschlagen, als die der Alten, das, sage ich, ist oft unvermeidlich, oft nöthig, und, wenn man erlauben will, auch nützlich. Münzen sind Denkmale einer Merkwürdigkeit an die Nachwelt. Was sind sie, wenn sie nicht deutlich, nicht bestimmt reden? Und wenn sie über unsre Welt von Denkwürdigkeiten nicht immer nach der Weise der Alten reden können? Immer lasset sie sich alsdann ihre eigene Weise nehmen. Mit allen Vorzügen der Alten hierin sind nicht viele ihrer Münzen deßwegen für uns undeutlich, weil sie zu wenig historisch, zu wenig individuell, zu abstrakt, zu allegorisch sind?

Nun stelle man sich nach Jahrhunderten eine Nachkommenschaft auf unsern Gräbern vor; eine gegen uns so fremde Nation, als wir gegen Griechen und Römer; eine, die mit eben der Begierde in der Geschichte von uns forschen wollte, mit der wir unter den Alten forschen. — Oder wenn wir ein solches Gericht einer Nation nicht erwarten dürfen: so lasset nur im Verfolg der Zeiten nachkommenden Gelehrten und Staatskundigen an genauen Denkmalen der Vorwelt gelegen seyn dürfen: wird ihnen etwa eine reine, würdige, historische Vorstellung nicht gelegner kommen, als eine hinter die Allegorie versteckte? als eine allegorisch halb gesagte? als eine nur im Nebenbegriffe angedeutete? — In diesem Falle ist der Unterschied so, wie in den mancherlei Erzählungsarten der Geschichte. Die älteste Ge-

schichte war Gedicht, war epischer Gesang — schön allerdings, in rührende Bilder gekleidet freilich, sogar mit täuschenden Fiktionen untermischt; aber Geschichte? Trockne Zeugnisse der Wahrheit? Wie verlassen ist der Geschichtschreiber in diesen Gegenden schöner poetischer Halbwahrheit, oder schöner halbwahrer Dichtung! Und was diese Mischung einen langen mythologischen Gesang hinunter, das ist sie, wenn eine neue Begebenheit hinter eine halbandeutende Allegorie versteckt wird, auf einer Münze, auf einem Denkmale für die Nachwelt.

Eben dazu ist's schon, daß die Neuern ihren Medaillenvorstellungen eine größere Fläche, als je die Alten, eingeräumt haben. Möchten sie nur auch die historische Begebenheit so kurz, so anschaulich, so entladen von entbehrlichen Nebenumständen, von Zierrathen aus einer fremden Zeit, und von verwirrender Dichtung vorstellen: möchten sie nur, statt immer neue Vorstellungen zu erkünsteln, bei wiederkommender Veranlassung auch gute, obgleich schon gebrauchte, Abbildungen wiederholen, und das Individuelle des gegenwärtigen Falls nur so leicht bestimmen, als möglich: freilich, so könnten wir, weil sich auch unsre Welt von Merkwürdigkeiten doch so oft wiederholet, auch einmal zu einer für uns eignen Ikonologie kommen, so bestimmt, als die Antike in ihrer Art; nur freilich ein gut Theil historischer, politischer, detaillirter.

4. Die vorzustellenden Personen nehmen in etwas an dieser Schwierigkeit Theil. Wenn es in den mittlern Zeiten reichsgängig war, den Kaiser sitzend auf einem halben Cirkel, oder auf einem

Thore zwischen zween Thürmen abzubilden, als wären die Füße dem Bauche entwachsen; wer dürfte da bei solcher kaiserlichen majestätischen Stellung nicht an die Miene Vespasianus beim Sueton gedenken: velut nitentis! Er mit Kron' und Scepter, Schwert und Reichsapfel — einen Fürsten mit Helm und Panzer, in seiner Hermelindecke und Hermelinmütze, mit Fahn und Wappen reitend — der Bischof mit Hut und Stab und Kreuz und Oberrock — drei Heilige auf einer Züricher Münze, mit einem Nimbus oben, statt des Haupts, das jeder Rumpf zum Zeichen ihres Märtyrerthums in der Hand hält. — Diese erzwungene Tracht und Stellung, die fast jedes Land des guten Herkommens wegen, seinen Fürsten und Herren gibt, durchlaufen, und dann an das freie Kopfbild eines Alexanders zurückgedacht — welch ein Unterschied! Wo wohnt das freie Schöne?

Mich wundert, wie Kloß über die geharnischten Brustbilder auf unsern Münzen so fremde als ein Kind thut: *) „Wider das Costume sind sie doch: „den alten Römern sind sie nicht nachgeahmt, den „byzantinischen Kaisern auch nicht so recht: sie „müssen endlich wohl aus Rüstungen verschiedener „Zeiten zusammengesetzt seyn." — — So wenig ich in dergleichen reichsurkundlichen Sachen belesen seyn mag, so weiß ich doch, außer der Zeit unsers Costumes (in die kein Schüler der Numismatik ihre Erfindung setzen wird), außer der römischen und byzantinischen Rüstung, noch eine mittlere Zeit deutschen Ritterthums, da die Herzoge und Grafen

*) S. 79. 80. u. f.

von den Kaisern in den ihnen anvertrauten Ländern zu Heerführern der Ritterschaft verordnet gewesen, da diese durch solche Turnier- und Heldenrüstung sich unterschieden, da also die Herzoge ihr Heerführerthum durch Harnische und Ritteraufzüge auch auf Münzen signalisirten, sie als herzogliche Insignien und Gerechtsame behielten u. s. w.; dieß weiß ich, und wer sollte das nicht wissen?

Und weiß man das; wem wird die weitläuftige prächtige Anmahnung: „die Fürsten sollten doch „bedenken, daß sie ihre Münzen für die Nachwelt „schlagen lassen, daß diese ja der spätesten Nach„kommenschaft ihren Geschmack verkündigen sollen: „die geharnischten Brustbilder wären doch wider das „Uebliche unsrer Zeiten: an Münzen und Statuen „des Alterthums fände er doch solche Rüstung nicht: „an byzantinischen Kaisern auch nicht so ganz; sie „bleibe doch für unsre Zeiten fremde; sie stelle doch „eine Sache vor, die wir in der Natur nicht mehr „sehen; die Römer hätten sich doch nie in ägypti„scher Kleidung, oder mit parthischen Tiaren ab„bilden lassen; man brächte damit der Nachkom„menschaft nichts als ganz falsche Begriffe von den „Trachten unserer Zeit bei" — — und was der Verfasser darüber auf sieben Seiten Gelehrtes und Zurechtweisendes von Heliogabalus und Childerich, von Alexander und Aristobulus sagen möge, wer wird die ganze Ermahnungsrede nicht so fade als möglich finden? Wenn die liebe Nachkommenschaft nur etwas weiß, so weiß sie, daß dieß nicht eine Tracht unseres Ueblichen im gemeinen Leben, sondern ein fürstliches Herkommen, das Insigne

eines gewissen Ranges, gewesen, daß sie bei fürstlichen Installationen in Deutschland urkundlich sey; so weiß sie, daß, wenn der Papst nicht täglich seine dreifache Krone trage, er sich dieselbe doch anmaße; und daß, wenn Ihre Herrlichkeiten den breiten Halskragen nicht über den Harnisch zu binden befugt sind, sie es auch nicht thun werden, wie der Herr Verfasser meint; so weiß sie — — und das weiß ja jeder Schüler der Reichsgeschichte.

Nun mag es etwa der Affe eines Löwen, das ist, nach Klotzens Fabeldeutung, der Künstler und Historiograph eines Fürsten, ausmachen, wie weit Seine Durchlauchten dieß Erz abschütteln können, oder nicht? Aber dazu gehört wahrhaftig kein Geheimderath, es auszumachen, daß kein Fürst unserer Zeiten diese Rüstung ersonnen, um „der „spätesten Nachkommenschaft seinen Geschmack zu „verkündigen, um den Enkeln die vortheilhafteste „Schilderung von sich zu überlassen." Dazu gehört auch kein erster Philologe der Nachwelt, um etwa das Costume unserer Zeit daher zu muthmaßen, so wenig die Ammonshörner Alexanders und Lysimachus uns auf den Verdacht bringen, als wäre er eine gehörnte Mißgeburt gewesen. Wenn sich indessen ein Fürst einem solchen Insigne auch nur des Herkommens, des Ranges, des Nationellen bei seiner Huldigung und Krönung wegen bequemt — immer sey er zu beklagen; denn hinter welchen Fässern und Gewändern muß ich nicht einen solchen König Saul suchen? aber auch der Unterschied werde erwogen zwischen einer Zeit, die ihre Fürsten frei hinstellt, und einer Zeit, die sie nach Recht und Herkommen

zu einem spanischen Mantel, oder zur Tonne des Diogenes verurtheilt — wer wird das verkennen?

5. Ich komme auf die Inschriften, zu denen ich hier sowohl Titel als Legenden rechne. Titel! Mit welchem Ballast sind unsre Fürsten nicht überladen? Mit diesem des Erbrechts, der Familie, eines historischen Umstandes, einer Protestation wegen, mit jenem der wirklichen Besitze halben — wo ist hier die edle Armuth der Griechen und Römer? Der Römer war Herr und Kaiser der Welt, nichts mehr dünkte er sich, aber auch nichts weniger. Ein Titel also seiner römischen Größe und Hoheit; jeder übrige Zusatz nach Provinzen und Ländern wäre für ihn (ich nehme den Fall der Eroberung aus) verkleinernd. Ein Imperator, Caesar, Dictator, Pater Patriae, war genug, um gleichsam den Einen zu bezeichnen, der nicht seinesgleichen hat —

Unde nil majus generatur ipso,
Nec viget quidquam simile aut secundum.

Das Titulaturrecht unsrer heutigen Fürsten muß von dieser römischen Größe mehr in die Currentmünze der Titel gehen. Hier diese Acquisition, dort jene Gerechtsame, dort jene Anwartschaft von Gottes Gnaden: sie muß nicht vergessen werden, und so kommt eine Titelreihe heraus, die oft auch die Münze besäet. So mache man, wird man sagen, diese zu keiner Heroldstafel, und lasse sie weg! Gut, aber die lasse man doch nicht weg, die in dieser Situation mit zur Bestimmung, zur historischen Erklärung gehören? Und eben dieß, wie sehr läuft's oft in's Detail? Um nur der Nachwelt deutlich zu

seyn, um diesen von so manchen andern Fürsten zu unterscheiden — welche Unterschiedenheit, von der ein Grieche und Römer nichts wußte! Um eben diese und keine andere Denkwürdigkeit der Nachwelt aus unsrer Staatsverfassung zu erklären — welche Unterschiedenheit, von der ein Grieche und Römer nichts wußte!

Griechen und Römer inscribirten in ihrer Sprache, und man kennet dieselben nach ihrer Stärke und Hoheit, nach ihrer Kürze und Nachdruck; verleumden will ich die unsrige nicht: sie hat in manchem sogar Vorzüge; aber zur schönen Aufschrift einer schönen Münzallegorie ist sie nicht gebildet. Nicht gebildet dazu in der Form der Buchstaben, in den hart und vielfach zusammengesetzten Bestandtheilen der Wörter, in dem Bau der Rede, der sich weniger mit einem ausgerissenen Casu, oder einer ellipsirten Konstruktion verträgt, in dem Geiste der Sprache, der sich hierin eben so weit von der offnen χαρις der Griechen, von der elegantia inscriptionum der Römer, als von der französischen Pointe entfernen dürfte. Unsere Sprache hat ihre gothischen Buchstaben, die gut erscheinen mögen, nur nicht auf Metall: sie hat ihre vielen Konsonanten, die in einem starken Gedichte so prächtig klingen, als sie auf einer Münze schwer zu buchstabiren, noch schwerer abzukürzen sind: sie liebt den vollen Bau der Rede mit Artikeln, Verschränkungen und Konstruktionen, ohne Ellipsen, ohne einzelne Redetheile: sie liebt auch im Sinne mehr das voll und ausführlich Gesagte als das schön Andeutende der Griechen und Römer; sie ist also nicht, wie diese, zur Münzen-

aufschrift. Was soll hier ein geschmackvoller Tadel über den Mangel an Geschmack in einer Sache, wo es an etwas mehr fehlt als diesem?

So nehme man die römische Sprache statt der unsrigen! Gut gesagt! aber ist denn auch die Münze so national, als die römische war? so einem jeden verständig? so für's Publikum, als jene? — Zudem: „man brauche die römische;" aber, an's Landübliche, an's Costume nicht zu denken, wird man sie auch als ein Römer brauchen? Ist die römische denn auch für unsere Welt von Münzdenkwürdigkeiten gebildet? Wird man nicht oft, indem man alte Worte auf neue Gebräuche anwendet, Centauren schmieden? Vermischungen der Zeiten und Länder, die einem Nachkommen befremdlich seyn müssen, schielende Uebertragungen römischer Worte und Begriffe unter deutsche oder neuere Begriffe überhaupt, für einen Kenner beider Zeiten unausstehlich. Die griechische und römische Sprache war national: die Denkwürdigkeiten, welche auf Münzen kamen, national, eines also für das andere gebildet: Körper und Seele. Ist aber die römische Sprache für unsere Welt von Merkwürdigkeiten, oder diese für jene ursprünglich gebildet worden? und doch soll eine die andere ausdrücken? So stoßen sich zwo Zeiten und Völker, wie jene Zwillinge im Leibe der Mutter! — —

Will man also zur Nationalsprache zurückkehren, und einigermaßen doch die sinnreiche Einfalt, die edle Kürze, gleichsam die Poesie in Gedanken und Worten, ersetzen, die sich bei den Alten findet — ach! unsere Sprache bietet uns auch eine Poesie dar, aber sinnreiche Leberreime, oder

gar frostige Wortspiele. So wie die Nordländer in der Dichtkunst die Harmonie der Alten durch Reime nach ihrer Art zu ersetzen gesucht: so auch auf Münzen durch Reime — aber welche Ersetzung! National freilich, oft sinnreich genug und oft nicht bloß für den Pöbel, sondern auch für den Weisen, sinnreich; aber eine Ersetzung der griechischen und römischen Einfalt? Ich sehe von beiden Seiten Schwierigkeiten: Kloß sieht keine, und stimmt eine Elegie über den pöbelhaften Geschmack der Neuern an.

Weiter mag ich mich nicht einlassen, in die unendliche Verschiedenheit der alten und neuen numismatischen Münzgesetze, Künstler, einzelnen Veranlassungen, des äußern Werths und Zubehörs; noch zum Schluß eine allgemeine Anmerkung, die Anfang hätte seyn sollen.

6. Die Alten hatten überhaupt mehr Bildersprache, mehr allegorische Dichtung, als wir. Von Dichtern war ihre Sprache gebildet, und da, bei den Griechen insonderheit, die ältesten Dichter Liebhaber von Bildern, Metaphern und Allegorien waren, welch ein Schatz lag gleichsam schon in der Sprache, theils im Geschlechte, theils in Form, theils in Bedeutung der Worte! Ihre dichterische Sprache war allegorischen Aufschriften gleichsam in die Hand gebildet! Allegorien wurden aus der Sprache geschöpft, und mit der Sprache, aus der sie geschöpft waren, begleitet — welche gute Lage!

Zudem: Die erste Schrift und die erste Sprache ist eine Mahlerei von Begriffen; mit der Zeit

kommen in beide künstliche Abkürzungen der Bilder; mit der Zeit verlieren sich gar viele Bilder selbst, und es bleiben allgemeine Begriffe. Wo sind wir nun in der Reihe der Völker und Zeiten? Ohne Zweifel diesem Ende näher, als jenem. Die meisten Allegorien allgemeiner Begriffe nach Griechen, Römern, zumal Aegyptern, sind uns schon fremde; die meisten, die z. E. auch Winckelmann aus den Alten anführt, erkennen wir kaum mehr unter solcher Gestalt; sie sind nach unserer Horizonthöhe beinahe schon über das sinnliche Bild erhoben, oder wenigstens so oft von jenen Vorstellungen abgewichen, als wären sie nicht mehr dieselben. In dieser, meines Wissens noch nicht so bemerkten Aussicht sollte man das Winckelmannische Werk*) durchgehen, so würde man sehen, wie, vorzüglich bei den Aegyptern (denn sie sind die ältesten), sodann bei Griechen und Römern, Tugenden und Laster und abstrakte Ideen von allerlei Art fast immer eine andere Gestalt gehabt, als bei uns, wenigstens hie und da von einer Nebenseite angesehen worden, die sie bei uns verloren. Oft ist das allegorische Bild einer Tugend, einer abstrakten Idee nach griechischer Art mit dem Namen derselben nach dem Sinn unserer Zeit, eine Gesellschaft zweier Personen, die sich sehr seltsam zusammen finden.

---

*) Ueber die Allegorie. Getadelt genug hat man diesen Versuch, der doch nichts als Versuch seyn sollte; aber recensirt, in der vorgesteckten Aussicht durchgegangen? Ich weiß nicht. Und sie ist die einzige, nach der man die Frage entscheiden kann, wie weit wir den Alten nachallegorisiren können, oder nicht?

Noch eine augenscheinliche Folge. Dichter haben den Alten ihre Allegorie und Sprache angebildet; national war also ihre Bildersprache, und wenn sie entlehnt war, so wurde sie nationalisiret. Der Unterschied wird wichtig: denn bei uns ist eine Bildersprache so patronymisch nicht. Dort konnte alles auf Einem Wege fortgehen: der Dichter hatte durch seine poetische Bildersprache das Volk gebildet: der Weise, der nach ihm kam, trat, so viel er konnte, in seine Fußstapfen; er bediente sich des Bilderschatzes, den jener in die Sprache gelegt, nach seinen Zwecken: er bildete die Allegorien des erstern zu Wesen seiner Art um; er wurde ein Plato gegen einen Homer. An seiner Hand ging der dritte Mann, der Künstler, und erhob jene Bildersprache der Dichter und Weisen zum schönsten Anschauen. Die Götter, die der Dichter dem Volke sang, und der Weise erklärte, schuf der Künstler ihm vor; die Ideen, die es in alten geerbten und früherlernten Gesängen auf der Zunge, und aus dem Munde des Weisen gleichsam im Ohre hatte, standen ihm in den Werken des Künstlers vor Augen. Durch alles ward also ein poetisches, ein allegorisches Publikum gebildet, das die Bildersprache verstand, fühlte, beurtheilte, fortpflanzte. Die Allegorie hatte tiefe Wurzeln in allem, was national heißt, geschlagen, in Sprachen, Gedichten, Philosophien, Kunstwerken, sie gehörte zur Kultur des Volks, sie ward Denkart des Publikums.

Unser Publikum ist aus diesem Gleise der Kultur, aus diesem Vehikulum der Denkart hinaus.

We=

Wenige Bilder ausgenommen, und die Ikonographie der Alten ist uns nicht nationell; nicht aus unserer Sprache geschöpft, und oft nicht einmal mit dieser stimmend; nicht aus unsern angebornen Idolen, in denen wir uns als Kinder allgemeine Begriffe denken, gebildet, und oft denselben widersprechend — nicht also dem Auge des gemeinen guten Verstandes unter uns kennbar, nicht also national. Die Idole etwa und Mährchen, in die unsere Kindheit allgemeine Begriffe kleidet, sind gothisch, oft ungeheuer, fast niemals für die Kunst. Sie sind nicht von griechischen Dichtern der Schönheit, sondern durch nordische Mährchen eingepflanzet: einige von ihnen bestätigt unsere Sprache, die sich nach ihnen bequemet; alle aber sind gegen die Menge griechischer Nationalbilder nur ein verschwindendes Zwei oder Drei. In den Schatten der Jahrhunderte sind sie verschwunden; und für die Kunst haben wir auch an solchen gothischen Gestalten der Einbildungskraft nichts verloren. Die reinere Wissenschaft, die in unsern nordischen Gegenden durchaus freier von solchen Hüllen der Mittagsländer gedacht wird, die Kultur des Publikums nach unserer unsinnlichen Religion und unsinnlichen Philosophie hat sie vertrieben; wir haben also kein dichterisches, allegorisches Publikum mehr.

Und können uns die Allegorien der Alten dazu machen? Selten sind diese ja unserm Volke (ich sage nicht, unserm Pöbel) kennbar: oft ihm ja so unverständlich, als die lateinische Ueberschrift ringsum. So wie es nach unserer gelehrten Handwerksbildung in manchen Ländern dem Pöbel zur Syno-

nyme geworden: er ist ein Lateiner, das ist ein Gelehrter, so wenigstens in diesem Falle ist die Ikonologie der Alten eine Ueberpflanzung fremder Nationalbilder, sich in ihnen Götter zu denken, die wir nicht haben, Städte und Länder in Schutzgöttinnen und Genien zu denken, die wir nicht kennen, Tugenden und Laster zu denken, wie wir sie nicht denken wollen, allgemeine Begriffe zu denken, ohne daß wir sie in den Symbolen sehen. Sie ist also ein gelehrtes Rüstzeug, ich will nicht sagen Spielzeug, aus fremden Ländern, das unter uns keinen Markt des Anschauens, kein Publikum hat.

Eben hiemit ist Klotzen ein unerklärlicher leidesvoller Unterschied erklärt: *) „Mit den Sinnbildern „auf alten Münzen konnte der Lehrer des Geschmacks, „der Dichter, der Künstler zufrieden seyn. Den „neuern Vorstellungen widerspricht oft Vernunft, „Geschmack und Kunst. Wer wollte es wagen, die „Vorstellungen auf neuern Münzen mit den Bildern unserer Dichter zu vergleichen? Gleichwohl „hat Addison mit den alten Münzen und Versen „dieses gethan: Er hat oft eine große „Aehnlichkeit zwischen beiden bemerkt, und Ursache gefunden, den feinen Geschmack dessen zu „loben, der die Vorstellung zu einer Münze angegeben. Der Poet hat die Idee mit eben „dem Bilde, welches der Stempelschneider gebraucht, um einen Gedanken „sinnlich zu machen." Wie man sieht, bleibt

*) S. 55. 56.

alles im Unterschiede der Alten und Neuern bei ihm eine qualitas occulta des Geschmacks zum Staunen. Freilich konnte der Dichter mit solchen Münzvorstellungen zufrieden seyn: denn sie waren aus ihm geschöpft, oder wenigstens nach der Denkart gebildet, die er dem Weisen, dem Künstler, dem Lehrer des Geschmacks, die alle Söhne seines Geschlechts waren, angeschaffen. Freilich lassen sich Verse und Münzen unter den Alten vergleichen: was aber jetzt in Addison eine solche gelehrte und Geschmacksherexei ist, das konnte unter den Alten ein jeder wohlerzogner, gebildeter Mann. Wenn er durch Dichter gebildet war, wenn einem Publikum in Griechenland Dichterverse und poetische Bilder ihrer Mythologie im Kopfe schwebten, ungefähr auf die Art, als unserm Volke Kirchenlieder, Bibelsprüche (eine Vergleichung, die hier bloß Nationalunterschied seyn soll), wenn die Sprache und die Erziehung solchen anschaulichen Vorstellungen entsprach — was natürlicher, als eine Vergleichung zwischen Bildern und Versen? Was aber auch unnatürlicher, als bei uns solche Vergleichung zu fordern? Die Münzallegorien sind uns meistens überbrachte Ideen; unsere Dichter aber, der Muse sey Dank! uns national — ich sehe keine Parallele. Die Münzvorstellungen aus den Alten entsprechen höchstens auch den Dichtern der Alten; und so sehr diese auch unserer lieben Schuljugend eingeprägt werden, so haben wir doch nimmer ein attisches, ein römisches Publikum, das, wie jenes, nach diesen Dichtern gebildet wäre. Die lange Deklamation Klotzens über die Parallele, vom S

schmack auf Münzen, *) der sich zu unsrer Zeit, unter der Regierung Friedrichs des Großen angefangen, und von klassischen Schriftstellern, die unsern Zeitpunkt allen Völkern und der spätesten Nachkommenschaft bewundernswürdig machen werden, die ganze Parallele ist in Vergleichung der Alten link.

3.

Ein Büchlein über die Geschichte des Geschmacks auf Münzen: und dieß Büchlein wird, seinem größten Theile nach, nichts als eine Vergleichung der Alten und Neuern, und diese Vergleichung wieder nichts als ein Preis des Geschmacks der Alten, und eine Satyre auf den Münzengeschmack der Neuern. Beiderlei Arten des Geschmacks als die Produktion einer ganzen Zeitverfassung und Nationaldenkart anzusehen, den Unterschied zu entwickeln, der sich zwischen der numismatischen Welt der Alten und der Neuern in Bildersprache der Religion, in den Symbolen der Länder, in den Allegorien der Begebenheiten, in dem Cerimoniell der Personen, in der Sprache der Aufschriften, in dem Publikum, das Münzen erfand, sah und beurtheilte, in allen äußern Umständen der Numismatik ereignet: diesen himmelweiten Unterschied, von dem ich einige Schattenzüge entworfen, vergißt er, schreibt dem lieben Addison nach, macht dessen Gespräche zur feinen Satyre, zur lahmsten Strafpredigt über den übeln Münzengeschmack unserer Zeit, von Fürsten an bis zu Münzenstemplern, zu —

*) S. 70—76.

Und das ist sein Beitrag zur Geschichte des Geschmacks auf Münzen. Eine Geschichte des Geschmacks auf Münzen, was ist sie, wenn sie uns bei den Griechen die Ursachen des Geschmacks nicht entwickelt, jetzt Griechen und Römer vergleicht, und auch bei diesen nichts erkläret? Was ist sie, wenn sie nicht genau auf die Veranlassungen merket, durch welche der Geschmack fiel, den falschen Geschmack, der sich statt des römischen einschlich, nicht zergliedert, diesen neuen gothisch christlichen Geschmack nicht bis auf seine Quellen, und bis in die Abgründe der Diplomatik, Heraldik und Staatsgeschichte, die seine Abflüsse sind, verfolgt, auf keine seiner Hauptveränderungen merket, die Reformation des Geschmacks, die eigentlichen Verdienste der Reformatoren nicht bestimmet, dem Laufe ihrer Verbesserungen nicht nacheilet, die Reste des alten Herkommens, die sich ihm widersetzten, nicht prüfet, und an eine Anleitung denkt, uns zu unserer numismatischen Welt ein Münzenkabinet nach dem Geschmacke der Alten zu sammeln — was ist sie, wenn sie nichts von diesem ist?

Ein paarmal berührt Kloß etwas hievon, aber beidemal ist's Ausschweifung, und es wird grobe Falschheit. „Bei den Griechen," sagt er, *) „hatten die Künste überhaupt engere Schranken, als „bei uns. Wir erlauben ihnen größtentheils die „Nachahmung eines jeden Körpers, ohne daß die „Kunst durch die Würde des Gegenstandes veredelt „würde. Der Grieche hatte ihnen bloß die Nachah-

*) S. 40.

„mung schöner Körper verstattet.“ Wer Lessing's Laokoon gelesen, weiß, wem die Bemerkung zugehöre: dafür aber, daß Lessing Klotzen eine Bemerkung lieh, schenkt dieser ihm großmüthig eine Verbesserung: „Entgegengesetzte Zeugnisse der Schrift„steller und Beispiele der Künstler bestimmen „mich, dieser Beobachtung engere Grenzen zu se„tzen, und sie bloß auf öffentliche Denkmäler ein„zuschränken.“ — Die Verbesserung in ihrem Werthe und Unwerthe, was thut dieß auf die Münzen? Gehören die auch zu den öffentlichen Denkmälern, die nichts, als das Schöne bildeten?

Allerdings, sagt Klotz: *) „Auf alten Münzen „finden wir weder häßliche, noch schreckliche Vor„stellungen. Zwei derselben zeigen uns die Furien: „aber in welcher Gestalt? Nicht mit den furchtba„ren Gesichtszügen, welche der Grimm auf neuern „Werken vorstellt. Bloß Fackeln und Dolche zei„gen diese Göttinnen an. Uebrigens ist auch die „Münze, welche die Einwohner Antiochiens zu Eh„ren des jüngern Philipps haben schlagen lassen, „aus der Zeit, da die Blüthe der Künste längst ver„schwunden und mit ihr zugleich der Begriff „der Schönheit aus den Seelen der „Sterblichen entwichen war. Wie ungleich „sind hierinnen die neuern Stempelschneider den „Alten!“ Offenbarer gesagt kann nichts seyn. Es werden in der Folge **) an dem himmlischen Gesichte der Meduse sogar die Schlangen in Erwägung gezogen, und aus vier verschiedenen Ursachen ge-

*) S. 43. **) S. 46.

rechtfertigt, daß „diese ein Sinnbild des Wohl„thuns und des Heils gewesen, daher sie viele Göt„ter zur Symbole geführet, daß Hogarth in ih„nen das wellenförmige Schöne suche, daß sie mehr „zieren, als verstellen, daß endlich und insonder„heit Griechen und Römer über diesen Punkt ein „von dem unsern ganz verschiedenes Gefühl, einen „ganz besondern Schlangenappetit gehabt;" und der Recensent des Hrn. Kloß findet eben die letzte Bemerkung von den Schlangen gar nach dem Geschmack der Alten vorzüglich wichtig. Ich kann also nach Klotzen bis auf die Schlangen, bis auf zwo Münzen mit Furien nichts Allgemeineres festsetzen, als „daß auf alten Münzen sich gar nicht, we„der häßliche, noch schreckliche Figuren finden."

Ich nehme indeß ein Paar Bücher zur Hand, die Kloß zur Hand gehabt haben muß, weil er sie anführt, und so zuerst den lieben Beger, und in ihm mehr als eine Vorstellung auf alten Münzen von Schweinen, fürchterlichen Löwenhäuptern ohne die freundliche Miene der Meduse, die zum Küssen einladet, das bekannte unförmliche Sinnbild Siciliens, drei Füße, ringsum ein Haupt voll Schlangen: und andere, nicht eben so unhäßliche, oder unschreckliche Figuren, die Eule der Minerva ungerechnet. Ich nehme Haym: da Skorpionen, Elephanten, brüllende Löwen, Ochsenhäupter, Nachteulen, kämpfende Schlangen: so Geßner, so andere — keine Sammlung alter Münzen geht von solchen Vorstellungen ganz leer aus.

Ja, wird Kloß sagen, das waren Sinnbilder von Städten, von Ländern. Nicht alle, und doch

von griechischen Städten? von griechischen Ländern? doch Vorstellungen auf griechischen Münzen? Sie stehen mit keinem mindern Recht darauf, als Furien nicht darauf stehen können, weil sie keine Schutzgöttinnen, keine Sinnbilder von Städten waren. Wie? weil Ganymed oder Antäus auf keiner Münze Bild gibt: wer wollte deßwegen deuten? Erst beweise man, daß Furien auf Münzen gehören, wenn, daß sie nicht da sind, etwas beweisen soll.

Ueberhaupt bestimmt Klotz das Allegorische der Münzen so, daß man sieht, er habe vom Münzenartigen seltene Begriffe. Winckelmanns Erklärungen der Allegorie zu folgen, ist gut; nur ihnen mit Einschränkung auf Münzen zu folgen, noch besser. Da er seinen Versuch von der Allegorie überhaupt für die bildenden Künste nicht bloß für die Münzen geschrieben: so sind seine Regeln ohne Bestimmung auf diese zu lax, zu weit, und nichts unsicherer, als der Klotzische Satz: „die Pflichten des Mahlers „sind auch die Pflichten des Stempelschneiders, nur „daß jener ein geräumigeres Feld hat.“ Nicht doch! die Allegorien auf Münzen haben ihre eigene Natur; sie sind nicht etwa bloß wie Mahlereien, der Kunst selbst, sondern allemal der Deutung wegen da: sie sind mnemonisch. Das Bild als Bild ist nichts; der Sinn des Bildes ist alles. In allen Schriften wirft Klotz Münzen, Gemmen, Mahlereien, Statuen grausam durcheinander; und kaum kann etwas Verschiedeneres an Natur, Zweck und Gesetzen seyn! Ein Kunstwerk ist der Kunst wegen da; aber bei einem Symbole, es sey der Religion,

oder der politischen Verfassung, oder der Geschichte gewidmet, ist die Kunst dienend, eine Helferinn zu einem andern Zwecke, so bei der Münze. Lasset uns also die Griechen nicht auf unrechte Art loben: sie widersprechen solchem Lobe, und es wird Tadel auf sie: es wird Unwissenheit für uns.

Auf der andern Seite lasset uns auch die Neuern nicht ohne Ursache tadeln. Ich will ihre „durch „die häßlichsten Verzerrungen des Gesichts verun„stalteten Ungeheuer, die Klotzens Auge beleidigen, „das sich an die griechische Schönheit gewöhnt hat," nicht vertheidigen; aber so billig sollte man doch auch seyn, zu fragen: ist dieses Ungeheuer die Haupt- oder nur eine Nebenvorstellung? Wenn z. E. ein Herkules als Drachentödter zum Sinnbilde der Tapferkeit dastünde, und der Drache selbst ein häßliches Ungeheuer wäre: nicht der Drache, der Drachentödter ist das Bild, und jener nur eine unterliegende Vorstellung. Daß die Alten eben so gedacht haben, bezeugen eine Menge Gemmen und Gemählde, die ja doch eigentlichere Kunstwerke, als Münzen sind. —

Nebenfiguren also, aber, wenn sie auch selbst Hauptfiguren wären, noch sind sie auf Münzen nichts als Revers: man kehre um, so hat man die Deutung. Das ekle Auge des Verfassers, das sich an griechische Schönheit gewöhnt hat, wird am meisten von holländischen Münzen beleidigt. „Die Zwie„tracht, die Tyrannei, die Grausamkeit sind als „Ungeheuer mit der größten Häßlichkeit vorgestellt," und sogleich hat Klotz den bekanntesten Tadel ihrer Mahler und ein Sprüchlein aus Hagedorn fertig,

das hier so hingehört, als Faust auf's Auge. Auch ich sehe lieber das Schöne als das Häßliche, lieber das Liebliche als Karrikaturen. Wie aber, wenn die Enthauptung Karls des Ersten durch kein lachendes Gesicht und durch keine Amors angedeutet werden konnte, und das wüthende, vielköpfige Volk also als ein vielköpfiges Schlangenungeheuer erscheint — und nebenan das traurige Haupt des Königes auf dem Boden? Wird da nicht die Vorstellung von dem Sinne von der Allegorie gleichsam verschlungen? Und ist dieß Bild denn anders geschlagen, als um so verschlungen zu werden? und wird je eine Münze als absolutes Kunstwerk gepräget? Ist sie je unter den Griechen anders als zum Denkmale gepräget worden? — — So vergißt der Autor die ersten Grundsätze der Künste, und verwirret ihre Grenzen. Er nimmt sie als Kunstwerke und nicht als Denkmale; die Kunst bei ihnen nicht als Hülfsmittel des Bedeutenden, den Künstler nicht als Handarbeiter — so schreibt er von ihnen, und verkennet ihre Natur.

Und das ist alles, was Klotz unter den Griechen fand, um ihnen ihren Rang im Münzengeschmacke zu geben? — Ja! Und unter den Römern an ihrem Theil nichts besonders? Wenig als eine sichere Parallele mit den Griechen, die hier nicht hingehört, und über die ich zu anderer Zeit reden werde. Und nichts Bestimmtes an Ursachen, die den guten Geschmack herunter gebracht? Nein! Und nichts vom diplomatischen, heraldischen und rechtlichen Ursprunge unseres Münzengeschmacks? Auch nein! — O des sonderbaren Beitrages zu einer Geschichte!

4.

„Ich thue dem Verfasser vielleicht Unrecht: Ein „Beitrag kann ja so viel oder so wenig beitragen „als er will.“ — — Ey! so muß Klotz nicht großsprechen: denn wie er jetzt ankündiget, hat er über einem weit weitern Thema gearbeitet, als ich gesucht habe — nicht bloß an einer Geschichte des Geschmacks auf Münzen, sondern gar an einer Geschichte des Geschmacks und der Künste bei einem Volk aus Münzen. Diesen Faden will er über die merkwürdigsten Perioden der Geschichte, über Völker und Zeiten verfolgen, und aus ihnen liefern eine Geschichte des Geschmacks und der Künste überhaupt aus Münzen.

Das ist freilich noch mehr! Auf einer Münze mag sich immer der Geschmack einer Nation offenbaren dürfen: aber daß sie eigentlich eine Tafel des Geschmacks einer ganzen Nation vorstellen sollte, vorstellen müßte? — Dem ersten Anblicke scheint das schon gewagt. Auf einer Münze mag sich immer Kunst, und wenn man will, auch Künste offenbaren dürfen; daß sie aber eigentlich eine Zeuginn über die Kunst, ja über die Künste seyn sollte, seyn müßte — noch gewagter: und das ist doch „die Ausführung der Sache, die ich mir vorgesetzt „habe. Meine Absicht ist, aus den Münzen gleichsam eine Geschichte des Geschmacks und der Künste „zusammenzusetzen, und ihre Blüthe oder ihren „Verfall aus denselben zu beurtheilen. Ich werde „daher u. s. w.“ — — Mich dünkt, der Verfasser übernahm, was niemand, als etwa ein Sohn der Sibylle, ausführen kann.

Die schöne griechische Münze, und freilich läßt sich viel daraus ersehen. Das Volk, dem sie gehört, muß gebildet seyn, Kommerz haben, Sinnbilder haben, eine gebildete Sprache haben, Zeichner und Stempelschneider haben, oder gehabt haben: das sehe ich. Träte ich auf ein fremdes Eiland und fände Münzen, von denen ich vermuthen könnte, daß sie kein Fremder verloren: so wären diese Muthmaßungen fertig. Aber eine Geschichte ihres Geschmacks und ihrer Künste, den Inbegriff ihres Geschmacks und ihrer Künste — unmöglich. Ob sie Dichter oder Weltweise, Bildhauer, Tonkünstler und Tänzer neben ihren Stempelschneidern gehabt, ob ihr Zeitpunkt des Geschmacks ihnen eigen oder einer Kolonie, ob ein langes oder kurzes Drama gewesen, sehe ich das aus einer Münze? Und ist nicht eben diese frappante Intonation: ich will aus Münzen eine Geschichte des Geschmacks und der Künste geben! nach allen Zeitungspanegyriken auf Klotz, sein erstes Verdienst bei diesem ganzen Buche? Indianer, Perser, Araber! was kann man aus euren Münzen nicht weissagen?

Jetzt eine Sammlung, oder wenn man kann, die ganze Menge griechischer Münzen: und zwar, welches noch angenommener heißt, in ihrer Zeitfolge nach und neben einander — allerdings kann man jetzt vieles auf die Nation schließen, was Geschichte, Regierung, Beschaffenheit ihres Landes, ihre Kleider, Waffen, Gebräuche, Gebäude, Religion und dergleichen anbetrifft. — Hieraus läßt sich ungefähr ein Nationalcharakter bilden, der viel in sich hielte, aber keine Geschichte des Geschmacks und der Künste;

— ich wollte, daß ein numismatischer Goguet so ein Werk schriebe. Wohlverstanden, daß er in seinen Schlüssen keinen Schritt vergebens thue, bei jedem den Grad der Wahrscheinlichkeit in Maß nehme, und den seltenen philosophischen Genius hätte, einzelne Data niemals zu allgemein zu generalisiren, noch auch diesseit des Ziels stehen bleibe, auf welches man zuschließen könnte — wäre dieß, was sich bei Klotzen fast alles im Gegentheile zeiget: so hätte man freilich „eine Geschichte des Geschmacks „und der Künste bei den Griechen aus Münzen," aber auch zugleich ein in Beispiele gebrachtes Lehrbuch der historischen Wahrscheinlichkeit, eine Logik historischer Schlüsse, nicht eine Sammlung kahler Allgemeinsätze.

Vorausgesetzt wird hier zum Grunde der ganzen Schlußfolge: daß die Griechen auf der Bahn ihrer Kultur selbst fortgegangen, nicht etwa von der unsichtbaren Macht fremder Völker darauf fortgetrieben und umhergestoßen seyen, daß also aus ihrem Laufe die Kraft der Nation mit Grunde berechnet werden könne. Was es für Fehlschlüsse gebe, diesen Lauf anzunehmen und zu berechnen, wo er nicht ist, werde ich am andern Orte an den Griechen zeigen; hier die Römer.

Aus der römischen Münzenfolge eine Geschichte ihres Geschmacks und der Künste ist durchaus trüglich: denn nicht sie, eine fremde Nation ist's, die durch sie wirket. So viel aus ihren Münzen geschlossen werden mag — auf ihren Geschmack und Liebe zu den Künsten wenig. Was in dem römischen Geschmacke und Künsten denn eigentlich römisch, was

hingegen nur von Griechen geformt nach der Römer Weise gewesen? wo die Römer selbst gedacht und gearbeitet, oder nur denken und arbeiten lassen? verliert sich in den Schatten; und ist dieß nicht eben das Hauptlicht „einer Geschichte des Geschmacks und der Künste Roms aus Münzen?“ Wie? wenn die Griechen bis auf jedes Einzelne verloren gingen, wie würden die Römer nicht siegprangen? Da sie aber nicht verloren sind, da wir aus andern Quellen, als aus Münzen, es wissen, wie sehr sie in den Geschmacks- und Kunstlauf der Römer unsichtbar eingewirkt: welchen Behaupter wird dieß nicht zweifelhaft machen, aus Münzen ihre Geschmacks- und Kunstgeschichte zimmern zu wollen?

Die Zeit der sogenannten gothischen Münzen. Daß ihre Urheber keine Griechen und Römer weder an Geschmack, noch an Kunst, noch an irgend Etwas gewesen, das sieht der Blinde; ja es lassen sich die Ursachen sogar einsehen, warum sie nicht das eine, nicht das andere haben seyn können. Es läßt sich sogar der falsche Geschmack, der diese Völker angefüllt, nach seinem Ursprunge und Geschichte berechnen; und ob ich gleich kein Polykarp Lyser bin, so wünschte ich diesen Zeiten einen solchen Berechner, aber einen, der sich vor dem Namen der Barbarei nicht scheue, noch dieß Wort so überhin nehme, als wir gemeiniglich im Zeitlaufe der Geschichte, wenn wir aus Griechen und Römern, voll von ihrem Geschmacke, kommen, hinzuwerfen pflegen. Ein Erklärer ist mehr als Tadler; und der muß er seyn, weil unser Erbgeschmack alle sein gutes Herkommen von daraus ableitet.

Wieder also ein Beitrag zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst? Immer ja! Da diesem Zeitpunkte aber sein Geschmack und seine Kunst nicht so ganz eigenthümlich, da die Literatur dieser Völker, so verdorben als sie sey, ursprünglich eine fremde Kolonie ist, die sich im Stillen mehr oder weniger ausgebreitet haben kann: so wird, nach Maß dieser Ausbreitung, in eben dem Maße auch eine Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen unsichrer. Es ist keine Hypothese, es ist eine von den Kennern der mittlern Zeit längst angenommene Sache, daß die Reformation der Wissenschaften wahrhaftig nicht mit einmal losgebrochen, sondern lange im Stillen genährt, gewachsen, gereift sey. Und eben dieser Fortgang des stillen Wachsthums, ist der auf Münzen bemerkbar? Galt hier nicht einmal für alle Herkommen, Nationalgeschmack, der bleierne Druck des Zeitgeistes? Unter diesem konnte nicht immer viel reifender guter Geschmack liegen, der sich nur nicht äußern durfte, und am wenigsten ja auf Münzen zuerst äußern konnte. Galt wohl auf diesen etwas mehr als Herkommen, das Joch des Jahrhunderts? Wie viel verliere ich aber in einer Geschichte des Geschmacks, wo ich diese reifenden, ausbrechenden Samenkörner verliere? Wie oft kann ich irren? Wie oft auf das Ganze unzuverlässig schließen?

Endlich die neuere Münzgeschichte, und eben sie ist die unzuverlässigste auf einer Geschichte des Geschmacks und der Künste bei ganzen Völkern und Zeiten. In diesen ist die ganze schönere Numismatik ein Zweig griechischer und römischer Zeiten, in

die Geschichte des damaligen Zeitgeschmacks eingepfropfet; nichts weniger aber als ein im Boden des Jahrhunderts selbstgewachsener Stamm. Bilderschrift, Sprache und Kunst ist Nachahmung der Alten: immerhin also eine Zeuginn, daß der Urheber dieser Münze die Alten gekannt und nachgeahmt: um ein Haar, aber auch nichts weiter. Ob der gnädigste Fürst, der auf der Münze steht, und dem Urheber und Künstler seinen guten Geschmack allergnädigst vergönnet; ob jedermann, der diese Münze in seiner Tasche getragen, ob das ganze Publikum, Land, Volk und Zeit eben den Geschmack gehabt, ist, dem ersten Anblicke nach, die abenteuerlichste Folge. Wie würde doch in den neuern Zeiten die Geschichte des Geschmacks und der Künste durcheinander laufen, wenn hie und da ein einzelner guter Medailleur, ein Antiquitätenprofessor, dem eine Münzenallegorie und Inschrift geräth, sogleich ein Zeuge seyn sollte, wie sehr sein durchlauchtiger Herr den Geschmack geliebt und gehabt, wie erleuchtet sein Jahrhundert im Geschmack und in Künsten gewesen? — Fast nichts kann mehr Mitleiden verdienen, als diese Schlußfolge. Wie? ein um Lohn gedungener geglückter oder verunglückter Münzenschmied, ein Schulmonarch, der seinen lieben Alten eine Allegorie und Aufschrift entwenden kann — der ein Rüstzeug für den Geschmack und die Künste seiner Zeit, der ein Praxiteles seines Jahrhunderts an die Nachwelt? Ohne daß sein Jahrhundert vielleicht ihn versteht, beurtheilt, schätzet, soll er ihren Geschmack und Kunst predigen!

Eben so unbegreiflich ist die Gegenseite der Schlußfolge

folge auf den bösen Geschmack neuerer Zeiten und Völker aus Münzen. Ein Land, das einem Staatssysteme, einem Ceremoniell, einem Herkommen alter Jahrhunderte von bösem Geschmack unterworfen ist; eine Zeit, deren Religion höhere und geistigere Zwecke hat, als in Allegorien auf Münzen zu paradiren; ein Volk, dessen Sprache fast vortrefflich, wissenschaftlich und genau seyn kann, nur daß sie, gerade aus gesagt, keine Münzensprache ist; eine Nation, deren Merkwürdigkeiten eben so verwickelt von der politischen Wissenschaft sind, daß ein einzelnes Münzensymbol sie nicht vorstellen kann; ein Volk, das aus der verblümten Bilderzeit hinaus Wahrheit suchet und Wahrheit findet; ein Volk endlich, in dem die Münzen und der Geschmack auf denselben durchaus für keine Produktion des Publikums gelten kann — ein solches Volk soll sich seine Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen weissagen, sich ein Buch durch mit einem andern, dessen Numismatik himmelweit von der seinigen abliegt, hämisch vergleichen lassen? Wer ist Bürger dieses Volks und sagt nicht: unde mihi lapides?

5.

Klotz fährt fort:

„Ueberhaupt können wir die bildenden Künste „als verborgene Verrätherinnen der Denkungsart „desjenigen ansehen, der sich mit ihnen beschäftiget. „Die Wahl des Gegenstandes und die Bearbeitung „desselben mahlen uns den Künstler auf eine „ihm selbst unbemerkte Art. Ein Werk eines Künst-

„lers ist oft eine noch getreuere Schilderung seines „sittlichen Charakters, als eine Schrift das Bild „des Schriftstellers. Wir lesen in jenem noch deut„licher als in dieser die Triebfedern, die den „Geist des Künstlers in Bewegung gesetzt und die „Neigungen, welche gleichsam seine Hand geleitet.“ *)

So unbestimmt und moderecht als dieser Allgemeinsatz hier stehet, ist er wieder bloß das Meteor von einer Bemerkung. Welche bildende Künste sind Verrätherinnen der Denkungsart desjenigen, der sich mit ihnen beschäftigt? Ohne Zweifel, die ihm Wahl, Eigenheit und Eigensinn erlauben; dieses sind nicht alle in einem Grade, ja die vollkommensten der bildenden Künste erlauben am wenigsten. Die Bildhauerkunst, die Baukunst hat bei ihren Idealen so hohe und strenge Regeln, daß es wohl kaum dem Künstler frei stehet, mit der Kunst gleichsam zu buhlen, die eine göttliche, königliche Juno ist. Die Mahlerei, die in allem ungemein viele Eigenheiten, Veränderungen und willkürliche Pinselstriche erlaubt, mag an ihrem Theil eine verborgnere Verrätherinn der Denkart seyn, als alle Sibyllenbrüder wollen: die Modebeispiele, die Klotz anführt, **) vom sanften Raphael und vom ernsthaften Angelo, vom hitzigen Hannibal Caraccio und vom schreckhaften Ribera, und vom niedrigen Brouwer, vom versäumten Kupetzki, und vom fühlbaren Vandyk — alle diese Taschenraritäten sind aus ihr, der Mahlerei; und in so gutem Tone sie auch mögen gesagt seyn, was gehen sie die Münz-

*) S. 10. 11. **) S. 12.

kunst an? Unter allen kann diese am wenigsten vom Künstler verrathen: selten ist der Erfinder der Medaille auch der Zeichner, der Stempelschneider, der Arbeiter; meistens ist dieser nur der Handarbeiter von dem Kopfe des ersten — und wie nun? daß die Münze „eine noch getreuere Schilderung seines „sittlichen Charakters seyn soll, als eine Schrift das „Bild des Schriftstellers," welch ein Dunst! — Unter allen bildenden Künsten ist das Münzengepräge am wenigsten freies Kunstwerk. Landesherrschaftliches Hoheitszeichen, Denkmal einer Begebenheit, veranlaßtes Symbol — also der Hofherrlichkeit, der Geschichte, des Bedeutenden wegen, dazu ist's. Das Schöne tritt zurück, und wie weit hintennach die freie Wahl des Künstlers? die Willkür seiner Bearbeitung? seine Denkungsart? zudem die Triebfedern, die ihn in Bewegung gesetzt? zudem gar sein sittlicher Charakter? und gar deutlicher, als eine Schrift das Bild des Schriftstellers mahlet? Das alles, liebe Göttinn Moneta, auf einer Münze!

Es ist nicht gut, daß es dem Verfasser beinahe zur Gewohnheit geworden, die Gedanken anderer so anzuführen, daß sie sich selbst kaum mehr ähnlich sehen, und so selbst mit seinen Leibautoren. Hier *) citirt er z. E. so seltsam und weitschweifig, als der verspottete **) Grillo seinen Pindar nicht beirufen kann, um einige Seiten des unbestimmtesten Gemisches zu bestätigen: „So wahr ist der Aus„spruch eines Mannes, welcher die tiefen Einsichten

*) S. 14.

**) S. Klotzens bibl. St. 3.

„und alle Eigenschaften eines großen Genie's" u. s. w. — Wie? und dieser wirklich große Mann sollte mit seinem Ausspruche das vorhergehende Getümmel von Halbwahrheiten bestätigen? Er es bestätigen, daß alle bildenden Künste überhaupt als verborgne Verrätherinnen der Denkungsart desjenigen sind, der sich mit ihnen beschäftigt? Er es bestätigen, daß Ein Werk eines Künstlers eine noch getreuere Schilderung seines sittlichen Charakters (seines sittlichen Charakters!) sey, als eine Schrift das Bild des Schriftstellers? Er die erniedrigende Besichtigung anrathen, in einem Kunstwerke die Triebfedern lesen zu wollen, die den Geist des Künstlers (wie eines Taglöhners) in Bewegung gesetzt, und die Neigungen, welche seine Hand geleitet? Er mit dem Geistersehen zufrieden seyn, in Kunstwerken nichts so eigentlich, als das vornehme, oft so unverstandne, Wort: sittlicher Charakter! sehen zu wollen? — So schielende Anführungen, die Klotz zur Zeit und Unzeit auf der Zunge hat, entehren, und einen von Hagedorn entehren sie doppelt. — — Wir wollen es unterwegens lassen, aus der Lippe Leopolds des Großen auf seinen Münzen den sittlichen Charakter, die Triebfedern, die Neigungen, den Geist, die Denkungsart seines Stempelschneiders zu weissagen.

Ich wünsche unsrer Zeit, die sich beinahe darein verliebt hat, aus Dichtungs- und Kunstwerken den sittlichen Charakter des Dichters und Mahlers zu studiren, einen zweiten Lessing, der die Grenze zwischen Dichtkunst und persönlicher Sittlichkeit, zwischen Kunstwerk und Charakter scheide. Auf den

Münzmeister aber, der seine Denkungsart auf Münzen offenbaret, wird der sich wohl nicht einmal herablassen wollen und dürfen: denn dieser wischt durch die Hände. — — Das war der Künstler; und

2. Der Fürst. *) „Auf eine zwar verschiedne, „aber eben so deutliche Art scheint der Fürst, wel„cher die Bilder zu Münzen entwirft, und die Auf„schrift dazu setzt, seine Denkungsart an den Tag „zu legen.“ Und wie viel Fürsten sind's denn, die Bilder zu Münzen entwerfen, und die Aufschrift dazu setzen? Und wenn sie es thun, wie werden sie sich auf Denkmälern anders schildern, als sie sich der Welt und der Ewigkeit zeigen wollen? Worauf kann ich also mit Zuverlässigkeit schließen? Da auf alten Münzen selbst die entschlossensten Geschichtsforscher aus der Numismatik nicht Herz genug gehabt, jede Vorstellung eines Kaisers oder Königes für ein Sinnbild seines Charakters anzunehmen: wie? so hätten wir's bei den Neuern? Was für eine einförmige und falsche Charakteristik, die Denkungsart der Fürsten (man überdenke den wichtigen Namen) aus ihren Münzen zu studiren? Welcher römische Tyrann wäre alsdann nicht Vater des Vaterlandes? welcher schläfrige Monarch neuerer Zeiten nicht auf seinen Münzen thätig, tapfer, groß und edel?

Statt daß man Klotzens Wahrsagungskunst aus Münzen durch einen Kontrast neuer und alter Beispiele lächerlich machen könnte, will ich im ganzen Buche seine Beispiele aufsuchen, da er mit der ge-

*) S. 15.

heimnißvollen Miene eines Weissagers herantritt: ey doch! habe ich nicht getroffen? — Nur ey doch! daß ich nicht lauter Meteore von prächtigen Perioden abschreiben müßte: „der gothaische Ernst, *) „welcher seinen Unterthanen da ein Muster gab, wo „er ihnen keine Gesetze geben konnte, schämte „sich nicht, auch auf seinen Münzen zu beken„nen, daß er sich überzeugt habe, es sey „das Glück und die Pflicht eines Fürsten, ein Freund „und Verehrer der Religion zu seyn. Wir lesen „auf seinen Münzen den Charakter eines Prinzen, „der seinen ehrwürdigen Beinamen, welchen der „Kaiser Ludwig durch Einfalt und thörichte Freige„bigkeit von den Mönchen erkaufen mußte, durch „die Rechtschaffenheit seines Herzens erlangt hat, „und dessen vortreffliche Gesinnungen desto größere „Hochachtung verdienen, da er sie nicht aus einer „Schwachheit und einem Unvermögen im Nachden„ken angenommen hatte, sondern, weil er nach „Prüfungen, deren sein großer Geist fähig war, sie „für wahr gefunden." Welcher Parenthyrsus von Denkungsart, den kaum ein Geschichtschreiber, der sein ganzes Leben vor sich hätte, anstimmen sollte, von Denkungsart, die kaum sein Busenfreund so unwidersprechlich predigen wollte!

Nun aber die Medaillen andrer Fürsten, die nach der Geschichte auch rechtschaffen und fromm gewesen; ihre Münzen indessen haben nichts Auszeichnendes und Schautragendes von Frömmigkeit — was gält' es, wenn man im Gegensatze unsers

---

*) S. 17.

Autors sie als Negativen charakterisirte? Nun alte Münzen, die auch mit der Pietas prangen, was gält' es, wenn man im Tone unsers Klotz ihre Frömmigkeit charakterisirte? Was? wenn man allen Fürsten, die nicht, wie Ernst, die Münzen zu Heroldstafeln ihrer Frömmigkeit gemacht, diese und die ewige Seligkeit ab-, allein denen, die davon auf ihren Münzen gepredigt, sie zuspräche? —

„Offenbaret sich der Geist Ludwigs des vier-„zehnten, welcher seiner Ehrbegierde keine Grenzen „wußte, und ihr mit Freuden Treue, Menschen-„liebe und das Wohl seiner Länder aufopferte, nicht „eben so deutlich auf den Münzen dieses Königs, „als in allen seinen Handlungen?" *) Nichts weniger! und mich wundert, daß ein Gesunder so etwas behaupten könne. Vielmehr ist auf Münzen nichts als die Größe, die Tapferkeit, der Heldenmuth Ludwigs, recht das Ideal eines Ludwigs des Großen sichtbar. Eine grenzenlose Ehrbegierde, eine freudige Aufopferung der Treue, der Menschenliebe, des Wohls seiner Länder offenbart sich da nicht, und Ludwig würde es der Akademie schlecht verdankt haben, wenn sie so etwas auf Münzen hätte offenbaren wollen. Umgekehrt kann beinahe kein Fürst seyn, dessen wirkliche Handlungen und Münzvorstellungen, was Geist, was Charakter anbetrifft, uneiniger seyn können; und Gnade allen Königen und Fürsten des Jahrhunderts Ludwigs und unsrer Zeit, wenn die Nachwelt so, wie Klotz, der Richter unsrer und der Vorwelt, aus Mün-

*) S. 19.

zen ihr Urtheil fällen, auf Münzen Geister sehen, Charaktere kennen, Denkungsarten erforschen, und so den Rang bestimmen wollte. Wie sehr riefe alsdann Ludwig vor allen Neuern hervor! und wie klein ist oft die Veranlassung zu seiner prächtigsten Münze!

„Mir wenigstens,“ fährt Kloß fort, *) „gibt die „Akademie, welche dafür bezahlt wurde, daß sie „ihren Stifter durch prahlende Münzen vergnügte, „keinen geringern Beweis von der damals in Frank„reich herrschenden Schmeichelei und allgemeinen „Bemühung, den König leichtsinnig zu vergöttern, „als jener Bischof, welcher von dem Strome der „Niederträchtigkeit, als ihm Ludwig“ — ich kann den rednerischen Ton bei dem Geschichtchen eines Bischofs, der Ludwigen zu gefallen keine Zähne haben will, nicht aushalten — fühlt denn Kloß nicht, daß dieß Eine Geschichtchen sein ganzes System der Hieroskopie aus Münzen umwerfe? Konnte eine ganze Akademie, die dafür bezahlt wurde, auf ihren Münzen nichts als schmeicheln: kann eine Legion von Münzen noch so wenig Zeuginn über den Charakter eines Prinzen werden: ein ganzes Jahrhundert beinahe konnte im Strome prächtiger Lügen fortgehen — „ach Sire! wo findet man alsdann „jemand, der Zähne hat?“ wer wird alsdann den Charakter, die Denkungsart, die Wahrheit eines Fürsten aus dessen Münzen lesen wollen?

Des Fürsten Hauptbeschäftigung etwa könnte

---

*) S. 19.

man noch endlich aus vielen Münzen, am liebsten aus allen seinen zusammen genommen, ersehen: ungefähr die Richtung seiner Nase und das Profil seines Gesichts. Aber Geist, Denkungsart, historischer Charakter, Wahrheit? — Alle Münzen haben gleichsam den Ton, den sie als Münzen anstimmen müssen; so wie eine Epopöe eine Erhebung über die Geschichte, und das Drama eine Erhöhung über das gemeine Leben zum Wesen hat. Wer nun eine Epopöe zur Urkunde, und ein Drama zur Moral des Lebens machen kann, der studire auch die Geschichte vom Geiste und Charakter eines Prinzen aus seinen Münzen, und aus seinem Grabmonumente, wo, ohne noch an unterthänige Schmeicheleien und Lügen zu gedenken, beide schon ihren Ton, ihr Epos haben, der immer, ja auch bei der wahrsten Aufschrift, poetische Natur hat, und keine historische Natur haben will. — — Wie sehr könnte ein Fürst den Verfasser in Verlegenheit setzen, aus den Münzen seiner Vorfahren die Geschichte ihrer Denkungsart zu entwerfen? Und zufolge dieses Grundsatzes würde ich ihm wahrhaftig nicht seine Paränesis über die Münzen neuerer Zeiten nachschreiben, um diese nach seinem Kalkul zu charakterisiren, und Augen zu zeigen, die nur ein Angelo, Pietro di Cortona, Nikostratus, Addison und Klotz haben!

Drittens aber, und endlich: *) „Ich glaube „nicht zu irren, wenn ich den moralischen Cha-

---

*) S. 15.

„rakter gewisser Nationen und gewisser Zeiten auf „den Münzen suche, und entdecke.“ Weiß Klotz, was eine Nation, eine Zeit, ein moralischer Charakter einer Nation und Zeit sey: die Feder würde ihm entfallen seyn, da er so etwas schreiben wollte. Nicht auf den moralischen Charakter der Griechen und Römer einmal, als Zeiten, als Nationen betrachtet, läßt sich aus ihren Münzen, aus allen ihren Münzen zusammengenommen, schließen; und in neuern Zeiten, auf neuere Völker, wo die Numismatik beinahe ganz Privatsache, beinahe ganz historische Urkunde ist, im Tone des Herkommens, das auf Münzen einmal gäng und gäbe geworden — da aus ihnen auf den moralischen Charakter ganzer Nationen und Zeiten schließen?! —

Klotz führt Beispiele.*) „Die Gewalt des Aber„glaubens und einer sklavischen Unterwerfung gegen „die Priester herrscht in den Büchern und Briefen „jener finstern Zeiten eben so sehr, als auf den „Münzen, welche die Fürsten, vornehmlich in „Deutschland, damals schlagen ließen, als man „theils zu unmächtig und schwach war, sich der „geistlichen Herrschaft zu widersetzen, theils noch „der wohlthätigen Hülfe der Weltweisheit, dieser „Freundinn und Schwester der Religion, entbehr„te, um die Fesseln des Vorurtheils zu zerbrechen. „Ist es zu verwundern, daß ein solches Zeital„ter nichts lieber auch auf Münzen sah, als Kreu-

*) S. 15.

„ze, Schlüssel, Bücher, Bischofsstäbe und Kir-
„chen." — — Wie? die mittelmäßigste Kenntniß der mittlern Geschichte und Rechtsgelehrsamkeit, die diplomatische Staurologie und Sphragistik, zeigt sie nicht, daß Kreuze und andere Zeichen altes Herkommen gewesen, das freilich im Anfange aus Aberglauben aufkam, nachher aber Jahrhunderte hinweg urkundliche Gewohnheit, bestimmtes Rechts- und Hoheitszeichen u. s. w., blieb — wie also in jedem Jahrhundert, und in jedem Subjekt ein Zeuge auf moralischen Charakter? Wie manche von diesen werden noch heut zu Tage signiret, wo sie ihres Orts sind? Und in den damaligen Zeiten sollte man sie aus gutem Wohlgeschmack unterlassen, sich den Haß der Geistlichen, und vielleicht die Ungültigkeit der Gepräge zuziehen, die sich dem Herkommen nicht unterwerfen? Nicht lieber ein Kreuz signiren, wo es zeit- und landüblich war, als ein Thor und ein Ketzer, des guten Geschmacks wegen, seyn wollen? Unzeitiges Anbringen des guten Geschmacks zuerst auf einer Münze, noch unzeitiger aber, da, wo alles Herkommen ist, guten Geschmack suchen und verurtheilen wollen! —

„Man hat den Holländern oft eine beleidi-
„gungsvolle Verachtung gegen Könige und
„Fürsten vorgeworfen. Ob man ihnen gleich
„die Begierde, über andere zu lachen und zu spot-
„ten, gelassen, so hat man doch die Artigkeit, Höf-
„lichkeit und den Anstand von ihren Satyren ge-
„trennet. Die bei vielen Gelegenheiten in Holland

„erfundenen und geschlagenen Münzen bestätigen je„nes Urtheil vollkommen.“ *) Aber wer hat sie erfunden? Wer hat sie prägen lassen? Gewiß nicht die ganze Nation, über deren sittlichen Charakter der Verfasser nach dem Völkerrechte so billig urtheilt: oft Privatpersonen, und oft Fremde. Wer die Freiheit der holländischen Münze kennet, den Zusammenfluß so vieler Nationen daselbst, das Interesse, das dieß Volk des Kommerzes wegen an den Begebenheiten der meisten Länder hat, und dann die ehrliche Dreistigkeit, die sich der Holländer nimmt, seine Meinung heraus zu sagen, und dann die ehrliche Dreistigkeit anderer, die sich hinter diesen Schirm verstecken — der wird sich, ohne in den Loostopf der Sibylle greifen zu dürfen, die Menge satyrischer Münzen, die in Holland herauskommen, erklären können. Wird er aber auch den weisen Schluß auf den Charakter und zwar den **moralischen** Charakter der Nation „beleidigungs„volle Verachtung gegen Könige und Fürsten, Be„gierde über andere zu lachen und spotten, Mangel „der Artigkeit, der Höflichkeit und des Anstandes?“ Ich weiß nicht; wenigstens kenne ich den Holländer zwar als einen Menschen, der seinen trocknen Spotteinfall rein weg sagt; aber als ein Thier, das so **begierig** wäre, über andere zu lachen und zu spotten, das eine **beleidigungsvolle** Verachtung gegen Könige und Fürsten eben zu seinem „moralischen Charakter“ hätte — das mag ein Holländer wissen.

---

*) S. 20.

Ueber Holland kommt Klotz an sein liebes Vaterland, um den sittlichen Charakter dessen aus Münzen zu erklären. *) „Es war eine Zeit, da „Deutschlands Fürsten es für eine Ehre hielten, „große Weinfässer zu bauen, so wie etwan andere „Fürsten sich beeiferten, ihren Geschmack an der „Bildhauerei und Baukunst zu zeigen. Damit auch „die Nachkommenschaft die wichtige Geschichte des „Heidelbergischen Fasses erführe, wurde dieselbe im „Jahre 1664 durch zwei Münzen verewiget, wo„von die eine mit den elendesten Reimen angefüllet „ist. — — Ich, als ein Deutscher, schäme mich, „den Schluß hieraus zu ziehen, welchen ein Aus„länder leicht machen wird." — — Nur herausgesagt! der Schluß soll vom Weinfasse einer Münze auf nichts minder als den sittlichen Charakter, den ganzen sittlichen Charakter, die Denkungsart, den Geist der Deutschen gehen; denn Deutschland verräth sich ja gegen die Ausländer hiermit so stark, daß er, Klotz, als ein Deutscher, sich deßwegen gegen die Ausländer fast schämet, ein Deutscher zu seyn. —

6.

1. Münzen können nicht eigentlich auf den Geschmack eines Volks, einer Zeit zeugen, wenn das Münzwesen nicht ein Werk des Volks und der Zeit ist. Nichts ist deutlicher als diese Einschränkung;

---

*) S. 21.

nichts räumt auch mehr auf. In Griechenland, zu den Zeiten der Republiken, war das Münzwesen eine Sache des Publikums; die Vorstellungen waren entweder öffentlich bestimmt, oder, wenn sie neu bestimmt wurden, von der Obrigkeit, die den Staat vorstellte. Man konnte also in gelindem Verstande sagen, diese wählte im Namen des Volks, das wenigstens ihr Bild und Aufschrift kannte, beurtheilen konnte, und vielleicht gebilligt hatte. — In den republikanischen Zeiten Roms weiß man die strengen Münzgesetze, die kein Privatbild auf die Münzen zuließen. In diesen Zeiten kann man noch sagen, daß die Münzen ein Werk des Publikums; allein man weiß auch, wie simpel und einförmig beinahe sie damals gerathen, da man in freien Republiken nie gern ohne Noth Abänderungen macht.

Zu den Zeiten einer Monarchie kann sich aus vielen Ursachen die Münzenkunst mehr aufnehmen; allein um so uneigentlicher schon ein Werk des Publikums. Unter einem Philippus, und Alexander dem Großen, und den Ptolemäern, und den Cäsaren sind die Münzen vortrefflich; sie können über nichts als die Unverwerflichkeit derer zeugen, denen der Hof die Münzsorge aufgetragen, und, wenn man will, über die Güte des Hofgeschmacks. Unter Ludwig XIV. war die Akademie der Inschriften das Publikum, das Münzen schuf — sie dem ganzen Frankreich, das sie größtentheils nicht verstand, zur Last zu legen, wäre ungerecht. Zu Christinens Zeiten waren ihre Antiquitätenlieblinge das gebildete schwedische Publikum, das sich nach ihrer antiquari-

schen Königinn bequemte. Und die Kultur Rußlands aus den guten Münzen zu berechnen, *) die unter der Kaiserinn Anna und andern geschlagen, ist für Rußland eine sehr leidige Ehre, die ihm ein Mitglied der Akademie und ein Stempelschneider verschaffen und verderben kann. Ich weiß, daß Klotz alle diese Beispiele für sich anziehet, und in seinem süßen Molltone singet: „wie genau mit der „Verbesserung der Wissenschaften und Künste in ei„nem Lande auch eine bessere Gestalt der Münzen „verbunden sey, können wir unter andern auch aus „Rußlands Beispiel sehen u. s. w. Man mag mir „immer einwenden, daß die Künstler Ausländer „sind: es zeigen doch allezeit jene Schaustücke den „Geschmack der Großen des Landes und die Liebe „des Hofes zu den Künsten" — und da er sich also nichts einwenden läßt; so zucke ich die Achseln.

Hume soll für mich reden. Er macht bei seiner vortrefflichen Abhandlung von dem Ursprunge und Fortgange der Künste und Wissenschaften gleich anfangs den Grundsatz: „was auf wenige Perso„nen ankömmt, muß großentheils dem Zufalle oder „verborgenen und unbekannten Ursachen zugeschrie„ben werden; nur was aus einer großen Anzahl „herkommt, kann oftmals aus bestimmten und be„kannten Ursachen erkläret werden." Er gibt von diesem Grundsatze die scharfsinnigsten Gründe, und mit ihnen fällt das Gebäude des ganzen Klotzischen Werks. Bei neuern Münzen kommt es nur auf

---

*) S. 170.

zwo Personen an, einen Erfinder und einen Künstler; so ist das Ding gut oder böse. Und wie kann hier der Zufall tyrannisiren! Der Erfinder, vielleicht ein Mann von Geschmack und Wissenschaft, ist eben kein Münzenkopf, er ist ein Grübler — die Münze ist verdorben! Er hat eben jetzt sein böses Stündlein; ihm will kein Münzeneinfall glücken — verdorben! Er hat in diesem und dem Punkte seinen Eigensinn — verdorben! Er ist ein Ausländer, vielleicht durch einen Zufall dahin gespielt, vielleicht ungeschätzt, vielleicht verachtet; vielleicht durch einen Zufall zur Ehre, Erfinder zu seyn, gekommen; vielleicht zu einem glücklichen Einfalle, durch das Aufschlagen eines Buchs, vielleicht in einem glücklichen Traume zu diesem glücklichen Einfalle gelanget, ich weiß nicht, wie? — So auch sein Künstler; sie mögen sich secundiren oder entgegenarbeiten — es sind zwo Privatpersonen, und sie sollen mit ihrer Armseligkeit für oder gegen den Geschmack eines ganzen Landes streiten? —

Wenn aber viele Münzen von einerlei Art — o so sind auch viele Reihen von Zufällen von einerlei Art; genug, bei uns ist keine Münze national, keine Sache des Publikums, so kann auch ihr Zeugniß nicht öffentlich seyn. Der größeste Theil des Klotzischen Buchs ist auf diesen Schluß gebauet.

2. Nie kann etwas ein Zeugniß vom Geschmacke seyn, wenn es nicht ein freies Kunstwerk ist, und das ist die Münze bei uns selten. Lessing hat die alten Religionskünstler von der Regel

gel seiner strengen Kunst beurlaubet, und Klotz redet ihm zu gefallen die Beurlaubung nach, die er doch in allen seinen Schriften so schlecht anwendet. Schon bei den Alten war die Münze Symbol — bei uns gar historisch, politisch, kirchlich, landesherrliche Urkunde — wer will sie nach Gesetzen der Kunst richten? Geldeswerth tritt voran; Herrschaftszeichen hinten drauf; Denkmal der Geschichte alsdann; nun erst Symbol — und nach allem erst Geschmack; will dieser sich vordrängen, wie übel kann er oft zurückkommen! Ich habe den Unterschied gezeigt, ich mag ihn nicht wiederholen.

Eben daher nimmt sich in sehr unabhängigen Monarchien, wo alles auf die Willkür und den Geschmack des Landesherrn ankommt, die Münzenkunst eben so leicht auf, als sie in einem Lande voll Fürsten und Stände, voll Staatsrecht und Herkommen, wie z. E. Deutschland ist, dem anderweitigen guten Geschmacke unbeschadet, leider, zurückbleiben muß. Ich wünschte, daß ein Mann von Staatskunde zugleich der Lehrer des Geschmacks, der Könige und Fürsten geworden wäre.

3. So sehr ich auch den Münzen Geschmack wünsche, so sehe ich doch eine Reformation ihrer am wenigsten als die Reformation eines Landes an. Nach unserer Verfassung kann von ihnen am mindesten der bessere Geschmack ausgehen, da sie nur durch das schwächste Band mit der Kultur einer Nation in Wissenschaften und Künsten zusammenhängen. Und nimmer — doch genug, die Klotzische Schrift, ihrem Tone und Inhalte, ihrer Schlußart und O-

nung nach, zusammt den Lobsprüchen, die sie ertheilt und erhalten, wird unsrer Nachkommenschaft eine so schöne Probe vom bündigen Geschmacke unserer Zeit geben, daß ich ihr also mit gutem Herzen die Ewigkeit wünsche, und unwillig die Feder wegwerfe. — —

Bayerische Staatsbibliothek München

nung nach, zusammt den Lobsprüchen, die sie ertheilt und erhalten, wird unsrer Nachkommenschaft eine so schöne Probe vom bündigen Geschmacke unserer Zeit geben, daß ich ihr also mit gutem Herzen die Ewigkeit wünsche, und unwillig die Feder wegwerfe. — —

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herder, Johann Gottfried <<von>>,

Johann Gottfried von Herder's kritische Wälder oder Betrachtungen über die Wissenschaft und Kunst des Schönen 1769

Bd.: 2/3

Stuttgart [u.a.] 1829

Opp. 494 ad-2,13/14

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604168-7